

ARMEE

Rundschau



Magazin des Soldaten HEFT 7 • JULI 1965 • PREIS MDN 1,-

BARETT (lat.): flache runde oder viereckige Mütze ohne Schirm, maßgeblicher Teil der Männer- und Frauentracht des 16. Jh., bei Ritttern und Landsknechten mit Federschmuck; noch heute gebräuchlich in der Amtstracht hoher akademischer Würdenträger sowie der Richter.



Vignette: Parschau

Die Fallschirmjäger hat das Lexikon vergessen. Dabei tragen sie ihr steingraues Baret mit ebensoviel Würde. Allerdings ist das, wie ein ganzer Hutkarton voller Baretgeschichten zeigt, mitunter gar nicht so ganz einfach.

Am schlimmsten erwischte es den Fallschirmjäger Bieser. Da steigt er frohgemut in den D-Zug und sieht sich augenblicklich einem böß' dreinblickenden Oberleutnant gegenüber, der ihn, kaum daß er „Guten Tag!“ gesagt, sogleich wegen seiner „unmöglichen Anzugsordnung“ zur Rede stellt und kategorisch fordert, er möge gefälligst dieses „komische Dingsda“ abnehmen und sich eine ordentliche Schirmmütze aufsetzen. Doch woher nehmen und nicht stehlen? Peinlich, wenn ein vorschriftenunkundiger Offizier etwas „Vorschriftsmäßiges“ verlangt, das in diesem Fall völlig unvorschriftsmäßig wäre.

Eine ähnliche Episode, nur anders gelagert, erlebte Hauptmann Neis in Berlin. Auf dem Ostbahnhof sprach ihn ein junger Mann an und gestand, daß er vorhin schon einen Genossen mit der gleichen Kopfbedeckung gesehen, jedoch angenommen habe, der Soldat hätte sie — wie er wörtlich sagte — „einer Alten geklaut“. Doch da nun auch ein Hauptmann damit herumlaufe, müsse es ja wohl seine Ordnung haben — oder habe der Genosse Offizier das Mützchen eventuell auch von einer Dame...?

Natürlich hatte er nicht.

Dafür begab es sich in einem Prenzlauer Lokal, daß ein galanter Eisenbahner drei hinausgehende Damen auf ihre vergessenen, einsam und verlassen am Garderobenständer hängenden Mützen aufmerksam machen wollte, die in Wirklichkeit die Baretts dreier Fallschirmjäger waren.

In der Berliner „Schildkröte“ nahe der Friedrichstraße blieb wegen eines Fallschirmjägers zeitweise sogar das Pilsner in der Bierleitung stehen. Als sich der Kellner bei Feldwebel Reimann eingehend erkundigt hatte, von welcher Truppe er sei, kam er nämlich kaum noch zum Servieren, dieweil er an jedem Tisch militärische Auskunft über das „geheimnisvolle“ Baret zu geben hatte...

K. H. F.

**ZWISCHEN
WECKEN
UND
ZAPFENSTREICH**



Aus der UdSSR

Ich grüße herzlich unsere lieben Freunde, die Soldaten der Nationalen Volksarmee. Ich möchte sehr gerne viel über euer Land wissen. Deshalb habe ich mich entschlossen, an die „Armee-Rundschau“ zu schreiben. Ich wünsche mir einen Briefpartner aus der DDR. Ich werde warten und hoffe, daß ich gute Freunde finden werde.

Nelle Chargenko
Gebiet Stawropol

Wer diese Bitte erfüllen möchte, kann von der Redaktion die Anschrift erfahren.

Das schönste Erlebnis

Unsere Gruppe hatte den Befehl, eine Furt zum Passieren von Panzern zu suchen. Wir machten also das Schlauchboot klar und schoben es vor uns her, in Richtung jener Stelle, die uns für eine Furt geschaffen schien. Als wir es jedoch zu Wasser lassen wollten, erschaken wir: Durch das Schieben und Stoßen war ein Riß entstanden. Es trat Wasser ein. Kurz entschlossen warfen wir Stiefel und Strümpfe ab und kletterten auf den Rand des Bootes. Keiner schreckte davor zurück, und wir führten den Befehl mit einer Entschlossenheit und Einsatzfreude aus, wie ich es noch nicht wieder erlebt habe. Eine halbe Stunde danach konnten wir von unserer erfolgreichen Aufklärung berichten. Es war mein schönstes Erlebnis.

Unteroffizier Hase, Schwerin

Flugzeugtechnik gefragt

Was ist beim Flugzeug die Hydraulik? Wie fliegt das Flugzeug, wenn ich das Seitenruder getrimmt habe?

Hans-Jürgen Bose, Calbe

Hydraulik ist die Anlage (Druckbehälter, Rohrleitungen, Ventile usw.), mit deren Hilfe je nach Konstruktion des Flugzeugs bestimmte Organe betätigt werden, z. B. Landeklappen, Fahrwerk, Steuerkraftverstärker für Ruderbewegungen u. a. Bei getrimmtem Seitenruder fliegt das Flugzeug normal, weil die Trimmung dazu dient, bei unsymmetrischem Kräfte-



angriff die Normalfluglage wiederherzustellen bzw. beizubehalten.

Doppelt hält besser

Bekanntlich bekommt der Wehrpflichtige vor der Einberufung ein Verzeichnis aller Dinge, die er mitzubringen hat. Aber die Genossen bringen oft nur die Hälfte mit und stürmen dann die Verkaufsstelle, um sich den Rest zu beschaffen. Der Grund: Sie wissen nicht, daß solche Dinge wie Wasch-, Rasier- und Schuhputzzeug zweckmäßigerweise einmal für den täglichen Gebrauch und einmal im Sturmgepäck vorhanden sein sollten. Vielleicht ist dieser Hinweis nützlich.

Klaus Lasogga, Berlin

Zeitraum ist festgelegt

Ich wurde im Herbst 1964 in die Reserve versetzt. Mein jetziger Betrieb will jetzt meine zehnjährige Dienstzeit nicht als Betriebsangehörigkeit anerkennen, weil ich nach der Entlassung ein halbes Jahr in einem anderen Betrieb arbeitete. Ist das richtig?

Herbert Ebert, Meiningen

Entsprechend § 17 der Förderungsverordnung handelt Ihr Betrieb nach den gesetzlichen Bestimmungen. Die Frist für eine vorläufige Tätigkeit vor Aufnahme des Arbeitsrechtsverhältnisses beträgt für entlassene Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten drei Monate.

Soldatenphilosophie ???

Mir sagte einmal ein Genosse: Erst muß man schlecht sein, dann wird man in der Einheit populär. Dann muß man sich langsam bessern. Die leitenden Genossen freuen sich dann, daß sie mit ihrer Erziehung Erfolg hatten. So kommt man vorwärts. Ist man gleich gut, dann muß man es immer sein. Klappt dann mal etwas nicht, so ist man schlechter dran, die Vorgesetzten sind enttäuscht. Wie steht es um solche Erfahrungen?

Erhard Ryczek, Berlin

Wir möchten den Erfahrungen unserer Leser nicht vorgreifen.

Verbindung abgerissen

Wäre es nicht möglich, mir bei der Suche nach dem Leutnant Reiner

Matthes zu helfen? Durch mehrfache Versetzung sind wir leider getrennt worden.

Peter Langer, Gera

Der Alptraum des Ovd

Darf ein Soldat, wenn er ein Mädchen hat, dieses in seiner Freizeit auf seine Stube in der Kaserne mitnehmen?

Winfried Lehner, Gotha

Sturmfreie Bude ist nicht!

Seltsam, seltsam

Ich bin der Meinung, daß in einem Magazin konfliktreiche Reportagen nichts zu suchen haben. Ebenso wenig gefällt mir die Reihe „Soldaten schreiben für Soldaten“. Ich frage mich, was das in einem Magazin verloren hat. Um aber nicht nur zu bemängeln, möchte ich betonen, daß die Zeitschrift im großen und ganzen recht gut ist.

Offiziersschüler Lenné, Löbau

Schwarz auf weiß

Ich war bei der DVP und habe dort drei Medaillen bekommen. Warum werden diese nicht bei der Armee anerkannt und in den Wehrpaß eingetragen?

Herbert Scheunemann, Bützow

Auch die bei der Deutschen Volkspolizei verliehenen Medaillen sind staatliche Auszeichnungen und müssen als solche in der entsprechenden Rubrik des Wehrpasses eingetragen werden. Sie werden ja auch an der Uniform der Nationalen Volksarmee getragen.

Unmenschlichkeit als System

Erschüttert war ich, als ich den Beitrag „Lichtstrahlen als Waffe“ las. Mit der Entdeckung der Laserstrahlen verbindet sich unabsehbarer Nutzen für Wissenschaft und Technik. Die Imperialisten aber wollen die nützlichen Strahlen zu Todesstrahlen machen. Damit beweisen sie ihre ganze Unmenschlichkeit.

Werner Fischer, Dresden

Dienstgrad bleibt erhalten

Ich bin Unteroffizier der Reserve und versehe zur Zeit meinen Dienst bei der Zollverwaltung. Ich habe gehört, daß vier Jahre nach Beendigung des



aktiven Wehrdienstes der Dienstgrad aberkannt wird, wenn inzwischen kein Reservistenübung geleistet wurde. Stimmt das?

Zolloberassistent Hausdörfer

Unabhängig davon, wie lange man nicht an einer Reservistenübung teilnahm, bleibt selbstverständlich der einmal erreichte militärische Dienstgrad erhalten.

Vorteil liegt auf der Hand

Sind Schnürstiefel mit kurzen Gamaschen nicht viel praktischer als unsere Schaftstiefel? Für die Schaftstiefel braucht man viel Leder, sie sind ungesund für die Füße und behindern den Soldaten in der Beweglichkeit.

Rudolf Janert, Berlin

Die praktischen Erfahrungen und Erprobungen haben einwandfrei ergeben, daß der Halbschaftstiefel größere Vorteile hat. Die Atmungsaktivität ist im Halbstiefel größer als in einem Schnürstiefel. Außerdem ist er vorteilhaft für die schnelle Einsatzbereitschaft. Es wird auch weiterhin an der Verbesserung der Form, Ausführung und Qualität gearbeitet. Dabei wird besonders an das Gewicht gedacht.

Reise finanziell gesichert

Wenn ich eingezogen werde, muß ich dann von dem Wehrsold die Urlaubsfahrt mit der Eisenbahn voll bezahlen?

Jochen Schirmer, Halle

Soldaten, Unteroffiziere und Offiziersschüler, die nicht im Standortbereich wohnen, erhalten einmal im Vierteljahr eine freie Urlaubsfahrt vom Dienort zu einem Urlaubsort im Gebiet der DDR. Außerdem erhalten alle Armeeingehörigen 75 Prozent Fahrpreismäßigung bei Vorlage eines gültigen Urlaubsscheins für Fahrten nach den Bedingungen zur Erlangung von Arbeiterückfahrkarten.

Zu viel gepoltert

Ich habe am 23. 4. in Roda bei einem Polterabend einen jungen Mann kennengelernt. Er war bei der NVA in Eilenburg. Leider ist er am 26. 4. versetzt worden. Wir vergaßen, unsere Adressen auszutauschen. Liebe AR, bitte hilf mir, ich möchte ihn gerne wiedersehen.

Annemarie Tietze, Grimma,
August-Bebel-Str. 58



Neptun ging an Land

Mitten unter den Angehörigen des Kunstfaserwerks „Friedrich Engels“ in Premnitz demonstrierten am 1. Mai zwanzig Genossen der Volksmarine. Humorvolle Zwischenrufer aus der Zuschauerkulisse fragten uns, ob wir uns verlaufen hätten oder hier gestrandet seien. Nichts von alledem! Wir besuchten nur unseren Patentbetrieb. Wir kamen nicht mit leeren Händen, sondern mit Musikinstrumenten und mit Neptun. Das waren die Requisiten für das Bordfest, das abends vom Stapel lief. Der Meeresgott wurde von den Premnitzern herzlich begrüßt, als er mit seinen Piraten und Seejungfrauen aufkreuzte. Aber wir feierten nicht nur, wir nahmen auch am gesellschaftlichen Leben im Betrieb teil und besuchten die Pioniere. Überall, wo wir blauen Jungs auftauchten, war schnell der Kontakt hergestellt. Unseren Gastgebern herzlichen Dank und Auf baldiges Wiedersehen.

Obermatrose Dreßler, Saßnitz

Alles geregelt

Wenn ein Wehrpflichtiger über seinen Entlassungstermin hinaus durch eine Krankheit arbeitsunfähig ist, was wird dann?

Peter Stelzer, Schwerin

Das wird durch den § 4 der Besoldungsverordnung geregelt. Es heißt dort: „Wehrpflichtige, die aus dem Grundwehrdienst entlassen werden und über den Entlassungstag hinaus vorübergehend arbeitsunfähig sind, erhalten Sach- und Geldleistungen von der Sozialversicherung.“

Seltsame Bräuche

In unserem Zug wird meist kurz vor einem Wochenendurlaub mit einigen Stunden Ausgangsverlängerung belobigt, ganz egal, ob der Genosse gute oder schlechte Leistungen vollbrachte. So kann er schon einige Stunden eher den Urlaub antreten. Daran ist aber nur der Gruppenführer schuld. Ihm wird dann in der Gaststötte mit einem oder mehreren Bieren gedankt. Ich finde das nicht richtig. Soldat Köhler, Gebersreuth

Links ist dort...

Mir war bisher immer bekannt, daß die Grußerweisung mit der rechten Hand ausgeführt wird. Aber in der „Burger Kreiszeitung“ vom 25. Mai



fand ich ein Bild, auf dem sechs Offiziere vor einer Ehrentribüne stehen und mit der linken Hand grüßen. Alfred Loske, Gommern

Daß die Grußerweisung immer mit der rechten Hand ausgeführt wird, ist den Späßvögeln in der Redaktion sicher noch nicht aufgefallen, sonst hätten sie das betreffende Bild nicht gekontert (seitenverkehrt gedruckt).

Tauchtiefe

Wie tief tauchen moderne Atom-Unterseeboote?

Peter Weitag, Plottendorf

Darüber gibt es keine genauen Angaben. Ganz allgemein ist bekannt, daß Atom-Unterseeboote bis etwa 1 km tief tauchen können. Die bisherige Grenze lag für schwere U-Boote bei 350 m. Für größere Tauchtiefen als 1 km müßte die Konstruktion der Boote einer Kugel gleichen.

Warum denn nicht?

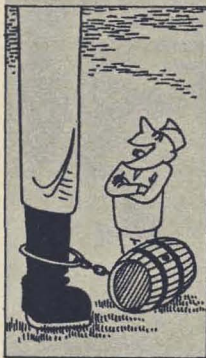
Ich bin schon lange ein treuer Leser der Armee-Rundschau. Über eins ärgere ich mich aber jedesmal. Warum steht bei den Großaufnahmen der schönen Damen nicht auch der Name dabei. Würde das sehr viel Mühe machen?

Rudolf Bahlmann, Merseburg

Keineswegs. Deshalb wird auch ab Heft 6 der Name beim Foto oder im Impressum genannt, wenn es sich um eine bekannte Persönlichkeit handelt.

Es gibt noch Kavaliers

Am 11. Juni nahm mich ein Armeeangehöriger in seinem Wagen von Strausberg bis zur Kreuzung mit. So etwas Hilfsbereites trifft man heute sehr, sehr selten. Ihm gebührt ein öffentlicher Dank. Sollte er sich nicht mehr an mich erinnern können: Ich trug einen blauen Sommermantel, und meine linke Hand war verbunden. Inge Krenzin, Julianenhof



Vignetten: Klaus Arndt

POSTSACK

Der Möglichkeiten gibt es viele. Und hier wird die Wahl sicherlich nicht zur Qual! Da wären als erstes die Fachbücher zu nennen, die der Deutsche Militärverlag herausgibt. Zugegeben, ein Krimi liest sich spannender, doch dafür vermitteln diese Nachschlagewerke auch einem „alten Hasen“ Neuigkeiten, von denen sich seine Soldatenweisheit nichts träumen ließ. Weiterhin sind die militärischen Periodika, wie „Volksarmee“, „Militärtechnik“ und „Militärwesen“, zu erwähnen. Das Soldatenmagazin hier aufzuzählen wäre wohl Nonsense, denn Sie sind ja unser ständiger Leser. Und wenn Sie sich in Ihrem Betrieb umschauen, dann werden Sie merken, daß Sie nicht der einzige Reservist sind. Als „Neuer“ werden Sie bald im Reservistenkollektiv mitarbeiten. In vielen Betrieben, in den Staats- und Wirtschaftsorganen sind die gedienten Reservisten, unabhängig vom Dienstgrad und von der Waffengattung, in Reservistenkollektiven zusammengefaßt. Hier erhalten Sie Informationen zu militärischen Problemen. Manche Kollektive stehen nur auf dem Papier oder müssen noch gebildet werden. Ist das bei Ihnen auch so, dann werden Sie der spiritus rector der „Gedienten“.

Weitere Möglichkeiten sind: erstens die Konsultation im Wehrkreis-kommando, wo Sie Unterlagen einsehen können, die die Erziehung und Ausbildung betreffen, wo Sie auch Befehle, Dienstvorschriften und Lektionen studieren können, zweitens die Reservistenforen, die der Information und Aussprache über militärpolitische Fragen dienen. Dort werden auch gesetzliche Bestimmungen erläutert, die die Nationale Verteidigung anbelangen. Diese Foren beginnen die Wehrkreiskommandos jetzt zu veranstalten. Und vergessen Sie bitte nicht: Regelmäßiger Sport erhält auch die Kondition. Doch das wissen Sie wohl aus eigener Erfahrung. Und noch eins: Militärische Weiterbildung heißt nicht nur, daß Sie als Funker, Schütze, Kraftfahrer auf dem laufenden sind. Allseitig informiert sein ist die Devise. Mir verbleibt nur noch, Ihnen viel Erfolg zu wünschen.

Ich will mich nicht vor einer klaren Antwort drücken, doch ich muß mit Ja und Nein antworten.

Nein, wenn der Grundsatz auf ein disziplinarisches Vergehen bezogen wird. Uns Sozialisten ist sowohl die Sippenhaft als auch die Kollektivstrafe fremd. Wenn einer während des Ausganges über den Durst trinkt oder über den Zapfen haut, dann kann dafür nicht die Gruppe disziplinarisch bestraft werden. Und doch wird sie bestraft, nämlich durch den Übeltäter, der den guten Leumund seiner Gruppe in Mißkredit bringt.

Ja sage ich, wenn diese Maxime auf die Bereiche „Gefechtsbereitschaft“ und „Kameradschaft“ übertragen wird. Das gilt heute für unsere Armee mehr denn in früheren deutschen Armeen. Der wahre Kamerad stellt die Interessen des Kollektivs an die Spitze. Eine Panzerbesatzung sind zum Beispiel vier Genossen. Doch was wird, wenn einer von ihnen „schlappmacht“, wenn er hinsichtlich seiner Kenntnisse nicht seinen Mann steht, wenn er auf Posten nicht auf dem Posten ist? Das kann im Ernstfall über Leben oder Tod der vier entscheiden! Deshalb müssen die Besseren dem Schwächeren helfen, müssen alle vier ein Herz und eine Hand werden. Jeder muß sich auf jeden verlassen können. „Das volle Vertrauen zur Standhaftigkeit des Nachbarn verleiht einer militärischen Einheit ungewöhnliche Kampffähigkeit“, sagte einmal Kalinin. Nach den militärischen Normen leben, Rücksicht auf die Kameraden nehmen, füreinander einstehen, sich gegenseitig im Dienst und im persönlichen Leben helfen, sich aber auch kritisch gegen undiszipliniertes Verhalten oder Verstöße gegen die Befehle und Dienstvorschriften wenden – das schweißt die Einheit zu einer verschworenen Kampf-gemeinschaft. So verstanden, sage ich: Einer für alle, alle für einen!

Unteroffizier der Reserve Gmünd fragt: Gibt es außer dem Reservistenlehrgang noch weitere Möglichkeiten, sich militärisch weiter zu qualifizieren?

Oberst Richter antwortet

Soldat Hansen fragt: Gilt in der Armee auch der Grundsatz: „Einer für alle – alle für einen!“

Ihr Oberst

Richter



In der Wachstube war es schwül. Sheslow schaute auf die Uhr: es war gleich zwölf. Noch vier Stunden bis zum Morgenrauen... In dieser Nacht waren auf dem Podgornower Flughafen die Maschinen aller Luftwaffenbasen der Umgegend konzentriert. Der zahlenmäßig überlegene Feind hatte die Verteidigungslinie durchbrochen, und die sowjetischen Truppen zogen sich zurück. Auf Befehl des Oberkommandos sollten die auf dem Podgornower Flughafen zusammengezogenen Jagdflugzeuge, Schlachtfieger und Bomber im Morgenrauen des kommenden Tages die motorisierten deutschen Verbände angreifen, ihren Vorstoß vereiteln und der eigenen Infanterie die Möglichkeit geben, neue Stellungen zu beziehen. Die Besatzungen vertrieben sich die Zeit vor dem Angriff. In Kampfbereitschaft saßen sie grüppchenweise am Rande des Flugplatzes beisammen und rauchten verstoßen, oder sie standen an ihren Maschinen. Sheslow ging von einem Flugzeug zum anderen und unterhielt sich kurz mit manchem Kameraden, den er seit der Ausbildung nicht mehr getroffen hatte. Er traf auch auf Kampfgefährten aus dem Finnlandkrieg. Plötzlich stieß er auf Gretschanjuk, der mit seiner Kampffliegerstaffel ebenfalls hierher kommandiert worden war. Dieser ausgefuchste Flieger, der unerschöpflich im Erfinden der komischsten Geschichten war, umarmte Sheslow vor Wiedersehensfreude und knetete ihn solange mit seinen Pranken, bis dieser um Schonung bat.

„Na, wie steht's, Wassja? Heizen wir den Fritten morgen zusammen ordentlich ein?“

Betrübt schüttelte Sheslow den Kopf.

„Geht nicht, Bruder. Ich hab' Dienst.“

Ihm wäre es lieber gewesen, mit den anderen zum Angriff zu fliegen, er war aber als Leiter der Flughafenwache eingesetzt worden.

Sheslow bog um die Blumenbeete und lenkte seine Schritte zum Speisesaal. Ein leichter Luftzug mischte dem Blumenduft das scharfe Aroma von Wermut und Benzingeruch bei. Vom Rollfeld drangen gedämpfte Stimmen und das leise Surren der Gummibereifung der Maschinen herüber: Das Flughafenkommando hatte die Munitionsverladung beendet und nun fuhren die Wagen zurück in die Hangars. Von der Richtung, wo die Jagdmaschinen untergebracht waren, klangen die melancholischen Seufzer einer Harmonika herüber, und jemand sang das bekannte Lied:

„Wenn's an den Abschied geht, braucht's keine Tränen, kein Weh,
Denn ich komm wieder, sobald wir den Feind geschlagen...“

Denn ich komm wieder... Das hat auch Frolow gesungen, kam es Sheslow unwillkürlich in den Sinn. Frolow war überzeugt gewesen, daß er vom Einsatz zurückkommen werde. Wie hätten sie auch ohne ihn auskommen können, hier im Regiment und daheim in dem Krähwinkel Jermischa, wo seine blauäugige Nina und seine „Blasen“, wie er die Kinder nannte, auf ihn warteten? Kam die Rede auf die Familienangelegenheiten, holte Frolow stets eine kaum erkennbare, mißlungene Amateuraufnahme aus seiner Uniformtasche und sagte: „Mein jüngerer Bruder hat's gemacht, ein tüchtiger Kerl!“ Auf dem Bild lächelte eine magere junge Frau mit großen Augen angestrengt in die Linse. Das Kind auf ihrem Arm glupschte komisch und plinkerte mit seinen Guckchen nach etwas, was nur dem Knirps erkennbar schien. Seitdem hatte sich noch ein Kind hinzugesellt: Vor einer Woche war die Nachricht von der Geburt eines Sohnes eingetroffen. Überglücklich hatte Frolow jedem, der ihm in die Hände lief, davon erzählt, und strahlend vor Stolz die Glückwünsche entgegengenommen und laut von einer „Fliegerdynastie“ der Frolows geschwärmt. Für ihn stand fest, daß ein Sohn Flieger werden müsse, und er fragte alle Kameraden, ob sich wohl Piloteneigenschaften vererben ließen. Schließlich sei das ja auch eine Begabung, ein Talent, und es wäre doch jammerschade, wenn diese Berufung so ohne weiteres verloren ginge...

In Gedanken an Frolow ging Sheslow zum Kasino hinüber. Major Smirnow stand dort mit noch jemandem zusammen, den Sheslow in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, dessen Stimme ihm aber bekannt vorkam.

„Alles in Ordnung? Ist die Sechsergruppe schon zurück?“ fragte Smirnow.

„Nein, es fehlt noch einer.“

„Welche Maschine?“

„Die S-1024 von Frolow.“

Der Major runzelte die Stirn und preßte die schmalen Lippen zusammen. Die andere Stimme, an der Sheslow jetzt den Leiter der Versorgungsabteilung erkannte, fragte aus dem Dunkeln: „Über Flugmeldedienst auch keinerlei Nachricht?“

Sheslow verneinte.

SEMJON KUSNEZOW

Die grüne Leuchtkegel



„Schade“, sagte Smirnow. „Wir müssen Meldung erstatten.“

„In Ordnung. Er war ein lustiger Bursche...“ fügte Sheslow aus ihm selbst unerfindlichen Gründen hinzu und begab sich auf den Rückweg. Sheslow mochte nicht in die Wachstube zurückkehren. Er trat in den Billardraum. Eine Wolke Tabakrauch quoll ihm entgegen. Auf dem kleinen Billardtisch saß Gretschanjuk, und rings um ihn scharten sich lachende Zuhörer. Als er Sheslow erblickte, bat Gretschanjuk, lustig mit den Augen blitzend:

„Wassja, komm mal her, bestätige, was ich sage. Ich hab' ihnen 'nen Fall aus meinem Leben erzählt, von wegen Erfahrungsaustausch, und die hier... Verstehst du, das war so: Bin ich doch mal auf 'nem „Esel“ geflogen — damals in Katscha. Wie ich mich grad erhoben hab' vom Boden und eine Runde mach, seh ich auf einmal, wie sie mir ein „Kreuz“ ausgelegt haben: Ich soll wieder landen, aber aufgepaßt! Havarie! Dann befehlen sie mir von unten: Nach rechts sehen! Ich guck nach allen Seiten — nichts festzustellen. Dann schau ich unter den Rumpf. Das rechte Rad fehlt! Wieder geben sie mir ein Zeichen: Links! Ich staune — du liebe Güte! — das linke Rad ist auch weg! Was sollt' ich machen? Landen? Ich schlenkerte mit dem Bein, steckte es unter den Rumpfboden und schon hab' ich's draußen. Mit dem anderen Bein verfuhr ich ebenso. Na, denk ich, wenn ich schon keine Räder mehr habe, dann werd' ich

eben laufen... War doch mal Fußballer, Sprinter und so...“ Wieder brauste Gelächter der Umstehenden auf. Da wurde Sheslow von jemandem am Ärmel gezupft. Er sah sich um und erblickte neben sich den Telefonisten.

„Genosse Wachhabender, zum Telefon!“

Rasch ging Sheslow hinaus, eilte in den Telefonraum und packte den Hörer.

„Hier spricht der Funker. Der Flugmeldedienst teilt mit, daß sich eine Maschine nähert!“ Sheslow vernahm bereits selbst das Gebrumm. Er warf den Hörer auf die Gabel, rannte hinaus und hastete auf den Beobachtungsturm. Das dumpfe Motorengedröhn kam aus westlicher Richtung. Sheslow lauschte angespannt und versuchte die Anzahl der Maschinen auszumachen. Eins... zwei... drei... Gleich wird es ein Durcheinander geben... Vier! Aber je näher der Lärm kam, desto klarer wurde ihm, daß dies nur eine Maschine sein könne, und zwar ein viermotoriger Bomber. Aber wieso denn einer? Die Deutschen flogen niemals einzeln. Oder war das irgendeine Zauberei? Ja, jetzt vernahm er deutlich: es war eine einzelne Maschine. Und die Geräusche ähnelten so gar nicht den deutschen Motoren. Oder... Die Vermutung wurde ihm zur Gewißheit. Eine TB-3, eine eigene Maschine! Aber wo kam die denn her? Die Annahme war beendet, und es konnte keine Maschine mehr ankommen... noch dazu ohne Voranmeldung. Oder... war das doch etwa Frolow? Seine S-1024?



Sheslow wandte sich um, wollte den Funker rufen. Da stockte er auf einmal. Man durfte nicht funken, weil die Deutschen die Signale anpeilen und auswerten konnten. Und dann... dann würden hier die bis obenhin mit Bomben und Treibstoff beladenen Maschinen nach kaum einer Stunde ein Haufen brennender Wracks sein.

Er rannte die Treppe hinab. Alle Flieger, die im Billardraum gewesen waren, traten aus der Tür, reckten die Hälse und blickten zum mitternächtlichen dunklen Himmel auf, um das näherkommende Flugzeug zu beobachten.

„Eine TB-3“, sagte jemand leise.

Da stieg eine grüne Leuchtkugel aus der anfliegenden Maschine auf.

„Ja, eine von uns!“ atmeten alle auf.

Major Smirnow rannte über die Beete geradewegs auf die Herumstehenden zu und rief schon von weitem, wobei sein sonst solider Baß in die helle Tenorlage umschlug:

„Genosse Wachhabender! Fangen Sie hier Fliegen? Warum lassen Sie die Maschine nicht annehmen?“

Seltsamerweise verstärkte die Gewißheit des Majors die Zweifel, die Sheslow hatte.

„Eine grüne Leuchtkugel, Genosse Major...“

Er sah nach der Uhr: Null Uhr fünfundvierzig. Bis Mitternacht waren zwei grüne Leuchtkugeln die Parole gewesen. Nach Mitternacht hatte sich das Signal geändert. Statt zweier grüner

Leuchtkugeln mußte jetzt eine rote abgegeben werden. Das wußte Frolow, das kannte seine ganze Besatzung. Die Maschine begann zu kreisen und flog tastend auf den Flugplatz zu. Fünf Bomber aus Frolows Verband waren bereits 22.35 Uhr zurückgekehrt.

Nach groben Berechnungen hätte Frolow spätestens 23 Uhr hier sein müssen. Und die Leuchtkugeln... Warum hatte die Maschine nur eine grüne abgegeben?

„Warum ist es ein grünes Signal, Genosse Major? Seit zwölf...“

„Ich weiß! Ich kenne das Signal und weiß auch, daß Sie ein kleinlicher Kerl sind... Bringst du selber niemals die Signale durcheinander?“

Aus dem Flugzeug stieg erneut eine grüne Leuchtkugel auf und sank langsam verlöschend nieder. Die Maschine setzte zur zweiten Runde an. Sheslow fühlte, daß viele der Umstehenden den Unwillen des Majors teilten, aber er schwankte noch immer. Er freute sich über die Rückkehr Frolows und konnte sich doch nicht entschließen, ihn anzunehmen. Würde er jetzt das Landesignal geben, dann wäre der Flugplatz entdeckt worden, auf dem die Maschinen standen.

„Nun, was ist los? Werden Sie endlich die Landeerlaubnis geben oder soll er bis zum Morgen herumkurven?“ fragte Smirnow hart.

„Ich habe meine Entscheidung bereits getroffen“, sagte Sheslow entschlossen.

„Genosse Krylow, kommen Sie her!“

Pawel Krylow, Sheslows Stellvertreter beim Wachdienst, verließ die Gruppe der Piloten und trat dicht vor ihn hin.

„Die Scheinwerferbedienung auf dem Scheinflugplatz soll die Maschine annehmen... Das alte Landesignal gilt... Setzen Sie sich mit den Jägern in Verbindung. Sie sollen sich fertig machen.“

„Ja, sind Sie von Sinnen?“ schäumte Smirnow.

„Begreifen Sie, was Sie da vorhaben?“

Sheslow wußte das nur zu genau. Der Scheinflugplatz, der fünf Kilometer abseits von der Podgornower Basis lag, nahm relativ wenig Platz ein, deshalb konnten dort notfalls Maschinen vom Typ Po-2 tagsüber landen, aber an die Landung einer viermotorigen schwerfälligen Maschine war nicht zu denken. Außerdem stand der Scheinflugplatz voller sperrholzumkleideter Flugzeugmodelle. Die Landung einer TB-3 mußte notwendigerweise zu einer Bruchlandung werden, und das bedeutete fast sicheren Untergang für die Maschine und deren Besatzung. Aber Sheslow zögerte nicht mehr.

„Ich verstehe“, gab er Major Smirnow nur knapp zur Antwort.

„Bedenken Sie, daß Sie mit Ihrem Kopf dafür einstehen müssen.“

„Zu Befehl, Genosse Major, ich bin mir der Verantwortung bewußt. Führen Sie meinen Befehl aus, Genosse Krylow!“

Krylow eilte in den Wachraum.

Sheslow lauschte dem Motorenlärm der Maschine und fühlte mit seinem ganzen Körper, wie das Befremden und die tadelnden Blicke seiner Kameraden auf ihm lasteten. Gretschanjuk trat an ihn heran und sagte heiser: „Du übertreibst die Sache... Die Jungen sind wütend auf Dich. Noch ist es nicht zu spät...“ Sheslow sah ihn ernst an, erwiderte aber kein Wort.

Der Bomber kreiste weiter über dem Flugplatz, und Sheslow stellte sich plötzlich deutlich vor, wie Frolow wütend die Zähne zusammenbiß und die „diensthabende Krähe“ verfluchte.

Raketen stiegen über dem Scheinflugplatz auf, über den ganzen Himmel ergoß sich das Licht der Scheinwerfer. Die Motoren des Bombers heulten auf. Und in diesem Augenblick überwältigte Sheslow das qualvolle Bewußtsein, daß das, was er getan, nicht wieder gutzumachen war. Jetzt, da er schon nicht mehr helfen konnte, begriff er plötzlich mit aller Deutlichkeit, daß es die S-1024 war und daß er, Sheslow, seinen Kameraden in den sicheren Tod schickte. Eine heiße Welle schlug ihm ins Gesicht, sein ganzer Körper fühlte mit einemmal unendliche Erschöpfung.

Er mußte auf einmal an eine abenteuerliche Reise nach Moskau denken. Er war zum Leiter des Aeroklubs befohlen worden und hatte dort den Auftrag erhalten, einen Kindertransport zu fliegen. Tags darauf war der Wagen des Stabs zum Bahnhof gebraust. Auf der Straße wälzte sich dichter Staub, der dann im Steppengras haftenblieb. Neben Sheslow saß sein Freund Mischa Frolow im Wagen und sah, den Kopf hintenübergebogen, einem hoch im Blauen fliegenden Flugzeug nach. Obwohl die

Sonne auf sie niederbrannte und einen heißen Tag versprach, hatte sich Michail herausgeputzt. Er trug seinen neuen hellgrauen Anzug. „Was hast du dich denn so ausstaffiert? Ist doch 'ne tolle Hitze heute...“

„Schließlich bring ich dich, meinen Vorgesetzten, zum Bahnhof...“

„Das kannst du deiner Großmutter erzählen, aber mir nicht. Willst du zu Nina gehen?“

Plötzlich verminderte der Wagen seine Geschwindigkeit, der Motor bockte, und bald blieben sie ganz stecken.

Die Freunde erreichten den Bahnhof erst, als sich der Zug bereits in Bewegung setzte. Wie zum Abschiedsgruß piff die Lokomotive, und das grüne Fähnchen des Zugbegleiters im letzten Wagen flatterte im Wind, daß es sie wie ein spöttisches Winken währte.

„Was nun?“ fragte Sheslow verwirrt den Freund. Michail war nicht weniger aufgeregt.

„Komm, wir gehen zum Bahnhofsvorsteher. Mir scheint, da muß noch ein Eilzug fahren.“

Mit Mühe und Not machten sie den Bahnhofsvorsteher ausfindig und erklärten ihm ihr Mißgeschick.

„Der Eilzug ist doch lange weg“, erwiderte der erstaunt.

Nun blieb als einziger Ausweg ein Flugzeug. Aber sie hatten nicht genug Geld, um ein Flugbillet zu kaufen. „Warte mal! Ich komme gleich wieder“, rief Mischa und eilte davon.

Er kam wirklich bald zurück, aber — ohne Jackett.

„Rasch, zum Flughafen! Ich hab mich erkundigt. Per Flugzeug schaffst du's noch. Hier, da hast du das Geld, es sind dreihundert Rubel. Also reicht's.“

Gegen Abend, als Sheslow müde und glücklich bei den Kindern saß, hatte er dann erzählt, wie stark eine Freundschaft sein kann, und daß sich wahre Freunde in der Not bewähren...

Ohrenbetäubender Lärm erschütterte den Flugplatz. Auf dem Scheinflugplatz verloschen die Scheinwerfer, und sogleich wurde am Himmel in der Dunkelheit roter Feuerschein sichtbar. Gelbliche Explosionen erhellten nacheinander das Dunkel, und nach jeder Detonation folgte der dumpfe Knall einer Bombenexplosion.

Der Feuerschein über dem Scheinflugplatz breitete sich aus. Der Bomber fuhr fort, seine todbringende Last abzuwerfen. Aber zum Lärm seiner Motoren gesellte sich bald der schneidende Ton anderer sich nähernder Flugzeuge. Rot zeichnete sich die Leuchtspur der Feuerstöße aus ihren Bordgeschützen am Himmel ab. Die eigenen Jäger! Heulend sausten sie über die schwerfällige TB-3 hin, und dann mischte sich in das Motorengedröhn noch das takkernde Geräusch eines Maschinengewehrs. Sie griffen die Maschine nicht direkt an, hielten aber immer Kreuzfeuer über ihr und drückten sie allmählich zu Boden.

Sheslow eilte zum Auto. Noch ehe der Motor anlief, stürmten die Piloten in den offenen Geländewagen. Sheslow erblickte neben sich das bleiche Antlitz Smirnows. Der Wagen rumpelte über die Straße, doch Sheslow achtete nicht darauf. Unverwandt starrte er dorthin, wo es



Illustrationen: Wolfgang Würfel

brannte und wo die roten Leuchtspurreihen der MG den Himmel zeichneten. Der Bomber landete.

Sie erreichten den Scheinflugplatz, als bereits alles vorüber war. Inmitten der abbrennenden Modellflugzeuge dräute der entstellte Koloß der TB-3. Das Chassis war zerfetzt, die Tragflächen eingedrückt, und der rechte Motorteil war abgerissen. Es war tatsächlich Frolows Maschine, die 1024.

Sie öffneten die verbogene Tür und zogen vier verwundete deutsche Gefreiten heraus. Ein Leutnant war bereits bei der Landung ums Leben gekommen. Im Innern des Rumpfes entdeckte Sheslow den Körper eines halb entkleideten Fliegers. Nur mühsam erkannte Sheslow in diesem blutüberströmten, halbtoten Mann seinen Kameraden Frolow. Sein lockiges Haar war wirr und klebte an der Stirn. Dickes, dunkles, halb geronnenes Blut sickerte aus seinem Munde und floß über Kinn und Hals...

Frolow blieb nur noch zehn Tage am Leben. Am dritten Tag, als er zu sich kam, erzählte er, was vorgefallen war.

Sie waren bereits auf dem Rückflug gewesen, als ihre Maschine in feindliches Sperrfeuer geriet. Ein Schmierstoffbehälter war durchgeschossen, die Motoren hatten sich heiß gelaufen und fingen an zu qualmen. Sie konnten nicht mehr weiterfliegen. Die Landung ging glatt vonstatten, aber sie befanden sich auf feindlichem Gebiet. Also galt es, die Maschine zu verlassen. Frolow hatte die Besatzung schon ausgeladen und war mit dem Copiloten Tschebotkow zurückgeblieben, um die Maschine mit Benzin zu übergießen und in Brand zu setzen. Da wurden sie von Deutschen überrascht.

Tschebotkow fiel im Nahkampf, Frolow wurde lebend gefangengenommen. Die Faschisten

nahmen ihm die Karten ab, kannten aber die Parole nicht und versuchten, Frolow mit allen Mitteln zum Sprechen zu bringen. Er wußte: Die Deutschen würden auch ohne Signal fliegen können, aber was würde dann werden? Wenn man nun auf dem Heimatflugplatz die Maschine am Motorenlärm erkannte und Lande-erlaubnis gab? Schließlich konnte das fehlende Leuchtkugelsignal auch so verstanden werden, daß seine Leuchtpistole beschädigt ist oder daß er aus anderem Grund nicht würde signalisieren können. Frolow beschloß, die Sache um jeden Preis bis nach Mitternacht hinauszuzögern, denn er wußte ja: Dann würden andere Parolen gelten, und statt der grünen waren rote Leuchtkugeln erforderlich... Die Feinde schlugen auf Frolow ein, bis er bewußtlos wurde, sie brachten ihn wieder zu sich und schlugen ihn erneut. In einer Atempause hörte er zufällig, daß es kurz vor Mitternacht war. Bis jetzt hatte er geschwiegen. Er wäre eher in den Tod gegangen, als daß er die Parole verraten hätte. Aber nun hatten sich die Signalparolen geändert... Er würde den Fritzen schon einheizen! Heimlich wie Diebe wollen sie unter Ausnutzung der Parole unseren Flugplatz erobern... Gut! Er würde die falsche Parole angeben. Dort, auf dem Flugplatz würden sie schon verstehen, worum es geht; sie würden auf der Hut sein und die Maschine nicht bis an die Basis vorlassen, sondern den „Gästen“ Zunder geben...

Also sagte er zum Dolmetscher: „Grüne Leuchtkugeln.“ Die Deutschen reparierten eilig den Schmierstoffbehälter, warfen Frolow in den Rumpf der Maschine, luden neue Bomben und flogen los. Frolow behielt recht: Hier, auf unserem Flugplatz, hat man ihn verstanden.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer



AKTION *Napoleonstieg*

„... von Grenzposten der DDR gestellt...“
 „... nur der Wachsamkeit und Besonnenheit der Angehörigen der Grenztruppen der Nationalen Volksarmee ist es zu danken, daß...“
 Oft schon gingen Meldungen dieser und ähnlicher Art durch die Nachrichtenorgane unserer Republik, wenn Grenzverletzer erfolglos versuchten, die Staatsgrenze unserer Republik bewaffnet oder unbewaffnet zu durchbrechen. Wie wachsam und besonnen handeln unsere Grenzsoldaten? Davon überzeugten sich unsere Reporter E. Gebauer (Fotos) und R. Dresel (Text) bei den Soldaten einer Grenzkompanie, die in ihrem Abschnitt einen bewaffneten Grenzdurchbruch vereitelten. Alle Einzelheiten des Geschehens sind wahrheitsgetreu nachgestaltet. Namen und Ortsbezeichnungen wurden geändert.

Die Nacht ist stockfinster. Seit Einbruch der Dunkelheit regnet es Bindfäden. Keine Freude für die beiden Grenzsoldaten, die hier am Waldrand Schwertwiese auf Beobachtungsposten liegen. Sie haben die Regenumhänge übergestreift, um sich gegen die Nässe zu schützen. Mistwetter! Wenn das die ganze Nacht so anhält, dann dankeschön!

Ihre Beobachtungsstellung ist mit einem Reisigteppich ausgelegt. Jeder sichert nach einer anderen Richtung. Gefreiter Willi Stielen, der Postenführer, sieht in Richtung Staatsgrenze, die hundert Meter weiter westlich auf der Schwertwiese entlang verläuft. Soldat Rudi Köscher beobachtet nach dem Hinterland. Beobachten ist eigentlich zuviel gesagt; denn wer kann schon bei solcher Finsternis etwas sehen? Die Soldaten verlassen sich hauptsächlich auf ihre Ohren. Schon fast zwei Stunden...

In Gedanken vergleicht Soldat Köscher den Grenzdienst mit seiner früheren Tätigkeit in einer Leipziger Bauschlosserei. Dort war er ständig auf Trab, mußte er seine Hände fleißig rühren, wenn er auf sein gutes Geld kommen wollte. Hier dagegen ist er zum Stillsitzen verurteilt. Manchmal kommt ihm das richtig langweilig vor. Aber die Ruhe täuscht. Jeden Tag, jede Stunde können im Abschnitt Grenzverletzer auftauchen. Gerade bei solchem Mistwetter wie heute ist Aufmerksamkeit geboten.

Soldat Köscher dreht sich zum Postenführer um. Von manchen gemeinsamen Postengängen kennt er ihn als erfahrenen Grenzhasen. Was mag ihn jetzt bewegen? Ob man ihn mal anspricht? Ach Quatsch, der hat bestimmt keine Lust zu einer Unterhaltung.

Gefreiter Stielen sieht gerade auf die Armbanduhr. Zwanzig vor Elf. Die Minuten scheinen ebenso unendlich zu sein wie der Bindfadenregen. Wenn der bloß aufhören wollte!

Nach wenigen Minuten schaut Gefreiter Stielen erneut zur Uhr. Plötzlich verhartet er still. Was war das? Knackte da nicht ein Zweig? An-



21.00 Uhr: Der Sommertag neigt sich seinem Ende zu. Die Grenzsoldaten eines Beobachtungspostens auf dem Wege zu ihrer Stellung. Stunden gespannter Aufmerksamkeit liegen vor ihnen.

22.49 Uhr: Zum wiederholten Male knackt es im Hochwald. Kein Reh, auch keine Postenkontrolle, sondern ein mit Pistole bewaffneter Grenzverletzer schleicht ahnungslos auf die Stellung der Grenzsoldaten zu.

22.54 Uhr: Der bewaffnete Grenzverletzer ist gestellt, eine weitere Person floh. Die beiden Grenzsoldaten eskortieren den Festgenommenen ins rückwärtige Gebiet.



gespannt lauscht er in die Nacht. Auch Soldat Köscher spitzt die Ohren.

Das Geräusch kam aus dem Hochwald, wo dürres Geäst verstreut herumliegt. Ein Reh vielleicht? Es wäre nicht das erste Mal, daß sie von Wild alarmiert würden. War es aber wirklich Wild? Wenige Augenblicke später knackt es wieder. Diesmal hören sie es deutlich, gar nicht weit weg. Schritte von Menschen!

Gefreiter Stielen denkt an eine Postenkontrolle. Aber das kann doch nicht sein, durchfährt es ihn. Aus dieser Richtung kam noch nie jemand kontrollieren. Alle in der Kompanie benutzen den ausgetrampelten Postenpfad. Warum sollte das heute anders sein?

Vorsichtshalber streifen sie die Regenumhänge ab. Der Postenführer richtet sich auf und nimmt die Maschinenpistole in Anschlag. Angestrengt starrt er in den finsternen Wald. Keine Bewegung, kein Umriß ist auszumachen. Als es im Unterholz erneut rauscht, stößt Gefreiter Stielen den Posten an, die Sicherung zu übernehmen. Er wirft sich hinter den kleinen Hang eines Hohlweges, der an der Stellung vorbeiführt, und lädt die Waffe durch. „Halt! Grenzposten! Hände hoch!“ Wenige Schritte vor ihm huscht eine Gestalt eilig hinter einen Baum. Im gleichen Augenblick kracht der Warnschuß des Postens. Erneuter Anruf des Postenführers: „Hände hoch! Treten Sie vor!“

Ungefähr zehn Meter vor ihm löst sich die Ge-

22.58 Uhr:

Der Postenführer meldet der Kompanie: Vermutlich eine bewaffnete Bande. Währenddessen kommt die Kontrollstreife ...

23.02 Uhr:

Alarm in der Grenzkompanie! Alles, was Beine hat, raus an die Grenze! Der LKW steht bereit. Schnell drauf und los ...



stalt vom Baum. Langsam kommt sie auf den Hohlweg zu, auf dem der Postenführer liegt. Eine männliche Person. „Werfen Sie Waffen und Gepäck ab! Nehmen Sie die Hände richtig hoch!“ Der Postenführer läßt den Mann herankommen und will ihn festnehmen. Doch in diesem Moment hört er es weiter hinten wieder rascheln. Hastig entfernen sich Schritte. Also eine zweite Person.

Eine verzwickte Situation! Jetzt nur nicht die Übersicht verlieren! Was ist zu tun? Rascher Entschluß: Verfolgung der zweiten Person ist nicht möglich, also die erste zunächst durchsuchen! Danach sofort Meldung an die Kompanie! Banditen! Neben einem Fernglas, Taschenlampe und anderen Gegenständen kommt auch eine durchgeladene Pistole zum Vorschein. Ein Glück, daß es so finster ist, durchzuckt es den Gefreiten. So kam der Grenzverletzer wenigstens nicht zum Schießen.

Auf dem Wege zur nahen Sprechstelle des Grenzmeldenetzes fragt der Postenführer, ob die andere Person auch bewaffnet sei. Der Verbrecher tut so, als wüßte er nichts davon. Aber das genügt den Soldaten, äußerst sorgfältig vorzugehen. Sie müssen mit einer bewaffneten Bande rechnen. Mit solchen Burschen ist nicht zu spaßen.

Nahe der Wegekreuzung Napoleonstieg kramt der Postenführer seinen Telefonhörer hervor und schließt ihn ans Grenzmeldenetz an. Mel-

dung an die Kompanie. Der Posten bewacht indes den Festgenommenen. Noch während Gefreiter Stielen spricht, trifft Verstärkung ein. Die Kontrollstreife aus dem Hinterland eilte auf den Warnschuß hin sofort zu Hilfe. Der Postenführer beordert sie zur Grenze, um der entflohenen Person den Weg zu verlegen.

Der zweite Grenzverletzer hört die Streife davonlaufen, meint aber, daß das die Posten mit seinem festgenommenen Kumpan seien. Da er glaubt, daß jetzt für ihn die „Luft rein“ sei, tritt er, gefolgt von zwei weiteren Personen, aus dem Wald heraus auf den Napoleonstieg. Warte, ich werde dich schon „freischießen“, entschließt er sich und geht ahnungslos auf die Kreuzung zu. Gefreiter Stielen und Soldat Köscher, die den Festgenommenen in einer Waldecke bewachen, hören die Schritte herankommen. Sie verhalten sich mucksmäuschenstill. Als die Personen nahe genug sind, ruft sie der Postenführer plötzlich scharf an. Der eine wirft etwas ins Gebüsch und hebt verdattert die Hände. Die beiden anderen bleiben wie angewurzelt stehen.

„Hinlegen!“ befiehlt energisch der Postenführer. Schimpfend legen sich die drei bäuchlings auf den regennassen, glitschigen Waldweg. Aber zu eng nebeneinander. Die Soldaten korrigieren erst die Abstände zwischen ihnen, bevor sie die Festgenommenen zu durchsuchen beginnen.

In diesem Augenblick prescht ein Motorrad heran. Ein beweglicher Grenzposten, den der





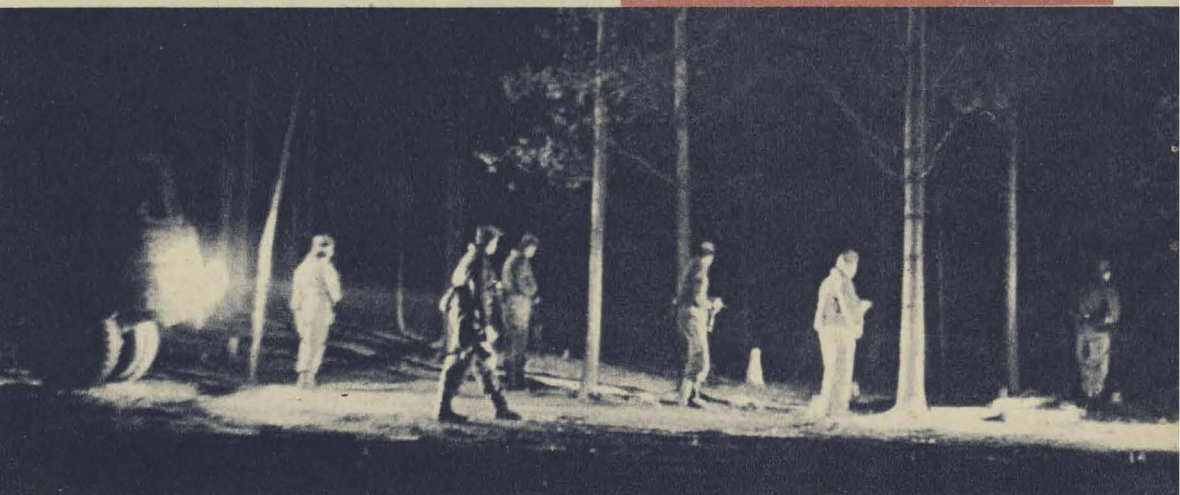
Diensthabende der Kompanie nach dem Anruf sofort in Marsch gesetzt hatte. Die ersehnte Hilfe.

Im Lichtkegel des Kradscheinwerfers werden die Grenzverletzer durchsucht. Ein weiteres Fernglas, Verbandsstoff, Zange, Pistolenmunition, Kompaß und Landkarte werden sichergestellt. Auch die Pistoie wird bald gefunden, die einer der Grenzverletzer weggeworfen hatte. Eine bewaffnete Bande. Daran besteht jetzt kein Zweifel mehr.

Nach wenigen Minuten trifft der LKW mit dem Alarmzug ein. Die Soldaten durchsuchen die Umgebung des Festnahmeortes nach weiteren Gepäckstücken und weggeworfenen Gegenständen. Einigen befiehlt der Zugführer, die weitere Sicherung des Grenzabschnittes zu übernehmen. Gefreiter Stielen und Soldat Köcher indessen steigen mit auf den LKW und eskortieren die Festgenommenen zur Kompanie. Für die Aktion am Napoleonstieg empfangen sie tags darauf die Medaille „Für vorbildlichen Grenzdienst!“.

23.07 Uhr: Der bewegliche Grenzposten trifft gerade zum richtigen Zeitpunkt an der Kreuzung Napoleonstieg ein. Im Lichtstrahl des Kradscheinwerfers werden drei weitere Grenzverletzer durchsucht, die wenige Augenblicke zuvor festgenommen wurden. Kumpare des ersten.

23.13 Uhr: Der Alarmzug erreicht den Festnahmeort. Sorgfältig durchkämmen die Soldaten das Waldstück, in dem sich die Grenzverletzer aufhielten, nach Gepäck und weggeworfenen Gegenständen der Festgenommenen.



Festlich ist das Bild anzusehen — die wohlausgerichteten Reihen der Männer in Grün und Blau, der Fahnen- und Ordensschmuck, das blitzende Gold der Blasinstrumente und ringsum die Bevölkerung. Feierlich und laut hallt es über den Platz hinaus:

„Ich schwöre meinem sozialistischen Vaterland, der Deutschen Demokratischen Republik...“

Unter den Schwörenden sind nicht wenige, die Jahre zurück einen Schwur leisteten, der mit eben diesen Worten begann. Damals trugen sie noch die graue Uniform der Volksarmee. Heute leisten sie den Schwur der Volkspolizei, die an diesem 1. Juli 20 Jahre alt wird.

Und dies sind die Gedanken des Unterwachtmeisters Däuerling, als er schwört:

„... und ihrer Regierung allzeit treu und ergeben zu sein, Dienst- und Staatsgeheimnisse zu wahren und die Gesetze und Weisungen genau einzuhalten.“

Eigentlich hast du danach gehandelt, seit du hier bist. Die Vorgesetzten sagen: „Sie haben sogar das Zeug zum Gruppenführer!“ Und trotzdem hast du beim Schnellkommando genau genommen — mit einer Befehlsverweigerung begonnen, damals, als du die beiden sich prügeln den Frauen trennen solltest. So oft du auch nach den Armen griffst — die Frauen bekamen es fertig, daß du immer was anderes zu fassen bekamst. Mit rotem Kopf hast du kehrt gemacht. Heute bist du ruhiger und energischer zugleich. Aber heute ist es auch in der ganzen Stadt ruhiger. Wenn du nachts das Pflaster trittst, mit den anderen vom Schnellkommando im gleichen Stadtteil — dann freust du dich sogar, wenn ein unerwarteter Einsatzbefehl kommt. Dann rauf auf die Wagen und los. Als im Februar einem Bürger die Briefftasche geraubt wurde: Spuren mit Reisern im Schnee abstecken, einen Verdächtigen festnehmen und noch in der gleichen Nacht dem



SPATZ SCHLAUKOPF:

Halberstädter GANZE GENOSSEN

Nachwächter gegenüberstellen, der den Täter auch erkannte — das war alles eins. Ein Fall wie im Lehrbuch. Aber das passiert selten. Es passiert heute überhaupt weniger Strafwürdiges in der Stadt, und das ist ja auch unser Verdienst.

Heute werden nicht wenig Genossen ausgezeichnet und befördert. Du könntest vielleicht auch darunter sein. Möglichkeiten voranzukommen, gibt es bei der VP genug. Aber würdest du es wirklich schaffen? Wie war es denn, als du den Gruppenführer vertreten hast? Ganz wohl hast du dich nicht gefühlt. Ja, wenn alle das gleiche Niveau hätten. Aber so muß man manchem immer erst erklären, was er zu tun hat. Es ist wohl nicht jedermanns Sache, alle Genossen fest in der Hand zu haben.

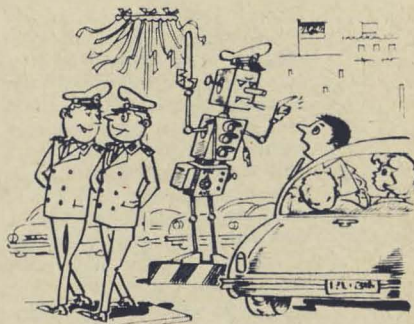
Da wird heute in der Volkspolizei zum ersten Mal ein Eid abgelegt — ähnlich wie bei der Armee seit Anbeginn. Armee und Volkspolizei — das sind ja auch Brüder. Aber wir vom Schnellkommando kommen der Armee zweifellos am nächsten. Der Umgang mit den Waffen, das obligatorische Sportabzeichen, der Lauf über die Sturmbahn, das Hangeln über ein Seil, und die halbjährlichen militärischen Mehrkampfausscheide — all das gehört dazu. „Das Schnellkommando ist die operative Einsatzgruppe des Amtsleiters“ — das sagt ja schon alles.

Und dies sind die Gedanken des einstigen Kanoniers der Volksarmee und heutigen Stationsleiters im

Untersuchungsgefängnis Halberstadt, des Wachtmeisters Schulz, als er schwört:

„Ich werde unentwegt danach streben, gewissenhaft, ehrlich, mutig, diszipliniert und wachsam meine Dienstpflicht zu erfüllen...“

Wachsam sein — wenn das nicht klar wäre in einem Gefängnis! Dann könnte man gleich die Scheinwerfer abbauen, die Mauern einreißen und die Stahltüren zur Max-Hütte schicken. Aber was viele Leute darüber hinaus doch für falsche Vorstellungen über unseren sozialistischen Strafvollzug haben! Da bedankte sich ein ehemaliger Häftling in einem Brief, daß wir uns wider Erwarten so gründlich um seine Krankheit kümmerten. Wider Erwarten? Als ob es hätte anders sein können. Aber auch in deinem Kopf spukten ja Bilder aus Filmen und Büchern über vergangene Zeit herum, als du herkamst. Das Augenfälligste ist ja noch nicht einmal das Wichtigste — etwa die Blattpflanzen auf den Korridoren, die angenehmeren Zellen, die umfangreiche Bibliothek, der ausgiebige Sport und das



„... 30. Jahrestag 1975“



„Nicht wahr, Onkel Poltist, nachher darf ich oben sitzen?“

Klubzimmer, in dem die Häftlinge als Auszeichnung ein paar Radiostunden haben. Was sich vor allem verändert hat – das ist die Einstellung zum Häftling als einem Menschen, der wieder einen geachteten Platz in unserem Leben finden soll. Wir sind nicht einfach Türschließer, die die Türen öffnen und schließen und Essen in die Zelle stellen. Erziehen – das ist unsere Hauptaufgabe, und gerade deshalb wühlen wir ja auch nicht nach den Umständen der Straftat, sondern forschen nach deren Ursachen!

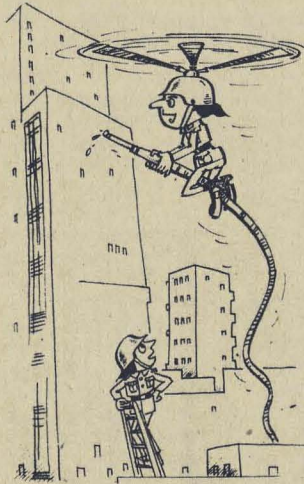
Du schwörst heute auch, mutig deine Dienstpflicht zu erfüllen. Mutig! Da hat mal einer geflächst: „Mutig im Schutze dicker Stahltüren – das wäre meine Oma auch!“ Aber es gehört manchmal in der Tat Mut dazu, Erzieher zu sein. Oder etwa nicht, wenn da einer das vierte oder fünfte Mal eingeliefert wird? Oder wenn dir ein Häftling sagt: „Knast gehört nun mal zum Mann wie der Ast zum Baum!“ Oder ein anderer, mit einer langen Strafe vor sich: „Mir ist alles egal!“ Gib’ diesem Menschen erst mal wieder Mut zum Leben! Gib’ ihm erst mal ein anständiges Lebensideal! Aber wenn ein Brief von einem ehemaligen Häftling kommt, mit dem Dank, daß wir ihm geholfen haben, den richtigen Weg zu finden – dann ist das auch eine Art Dank vor der Front.

So leicht wie der kapitalistische Staat machen wir es uns im Strafvollzug nicht – und

doch haben wir es uns auch wieder leichter gemacht! Nicht einen einzigen jugendlichen Bankräuber haben wir bei uns im Gefängnis, und wo gibt es in der DDR Handel mit Rauschgift an den Schulen oder Zuhälter wie drüben im Westen? Raub und Erpressung kommen drüben bei der gleichen Zahl 18–21jähriger viermal so oft vor, und Diebstahl und Unterschlagung doppelt so oft. Die Unterlegenheit lob ich mir!

Da schwörst du auch, deine Dienstpflicht gewissenhaft zu erfüllen. Gewissenhaft – das kommt von Gewissen und nicht von Wissen. Aber ohne umfangreiches Wissen kannst du heute kein reines Gewissen mehr haben. Mit 24 schon Stationsleiter – wenn das nichts ist. Und offenbar ist man mit dir zufrieden bei der Volkspolizei – deinem Lebensberuf. Aber 1970 oder gar 1980 wirst du ihn nur ausfüllen können, wenn du inzwischen auf Schule warst, wenn du auch mehr von der Psychologie verstehst.

Und dies dachte der Unterleutnant Bialas, ABV in der Grenzgemeinde Hessen,



„15 Jahre DDR und immer mehr Hochhäuser. Da kommst du mit deinem Verbesserungsvorschlag für neue Helme bestimmt durch.“

Zeichnungen: W. Moese und H. Tetzner

als die Worte über den Platz hallten:

„Ich schwöre, daß ich, ohne meine Kräfte zu schonen, auch unter Einsatz meines Lebens, die sozialistische Gesellschafts-, Staats- und Rechtsordnung, das sozialistische Eigentum, die Persönlichkeit, die Rechte und das persönliche Eigentum der Bürger vor verbrecherischen Anschlägen schützen werde.“

Als Postenführer bei deiner Grenzeinheit warst du nie sicher, ob die „Brüder“ von drüben nicht auf dich schießen würden. Und heute stehst du als Grenz-ABV auch in der vordersten Linie. Denn wo würden sie eher ihre Provokationen starten, wenn nicht an der Grenze?!

Sieben Jahre Grenzdienst – das war eine lange, aber auch schöne Zeit für einen, der die Natur liebt und gern mit vielen Menschen zusammenkommt. 61 bist du gegangen, auf eigenen Wunsch, weil aus deiner Unteroffiziersplanstelle eine Gefreitenplanstelle wurde, aber halb hast du schon gewußt, daß du zurückkehren und eines Tages ABV sein würdest. Ölwerker in Buna – das war wirklich nicht das Richtige für deine Gesundheit. Nach zwei Monaten hat man sich gewöhnlich an die Arbeit am Ofen gewöhnt. Du aber hattest noch immer Brechgefühle und keinen Appetit. So warst du im gleichen Jahr wieder in Uniform und wieder im Kreis Halberstadt – erst beim Schnellkommando und dann als ABV. Und vor einem halben Jahr hättest du noch im Block der Wachtmeister und nicht im Offiziersblock den Eid geleistet.

Als ABV ist man – ehrlich gesagt – ein Mädchen für alles. Aber man schafftts, wenn man die richtigen Grundsätze hat.

DER ABV MUSS EIN AUGE FÜR ALLES HABEN – damit fängt es an. Vom Verkehrszirkel in der Schule bis zum Eierdiebstahl in der LPG, vom Gespräch über den Atomminengürtel jenseits der Grenze bis zur Sorge um den neuen Klubraum für die Jugend und zur Einhaltung der

Sperrstunde – für alles bist du mitverantwortlich. Du bist Feuerwehrmann und Kriminalist, Agitator und Wirtschaftsfachmann. Und deine Arbeitsmittel sind auf der Streife u. a. der Diensthund und im Dienstzimmer der Duden.

Der wichtigste Grundsatz aber ist: **KONTAKT ZU ALLEN MUSS DER ABV HABEN.** Der ABV? Das bist du natürlich für die Genossen von der Grenzeinheit und auch für deine freiwilligen Helfer. Aber für die sehr alten Hessener bist du der „Chandarre“, was wohl so viel wie „Gendarm“ heißen soll; die Alten sagen „Herr Dorfpolizist“, für die meisten ist man auch als Unterleutnant noch der „Herr Wachmeister“, und bei der Jugend heißt es: „Der Sheriff kommt!“ Von „Chandarre“ über „Sheriff“ bis zum „ABV“ – dahinter verbirgt sich eine weite Skala unterschiedlicher menschlicher Erfahrungen, Ansichten und Probleme. Zu all diesen Menschen mußt du Kontakt finden. Da mußt du dich beherrschen können und gerecht sein! Wenn ich bedenke, daß dich sogar jene freundlich grüßen, die einmal eine Dreimark-Strafe von dir erhielten – dann dürfte er nicht schlecht sein, dein Kontakt zu den Hessenern.

EINEN AUSWEG GIBT ES IMMER! Dieser Grundsatz ist oft leichter dahingesprochen als verwirklicht. Auch im Falle des Melkers der LPG. Natürlich will er jedes Wochenende zu seiner Verlobten nach Halberstadt. Und natürlich kann die LPG nicht jedes Wochenende auf den Melker verzichten. Aber als schon geregelt war, daß das Mädchen ins Grenzgebiet einreisen konnte – da versuchte sie es „schwarz“. Die Liebe ist ja ein achtenswertes Motiv. Aber Strafe muß sein! Aber ein Melker muß auch sein! Jetzt entscheide mal richtig!

Überhaupt: Die Arbeit mit der Jugend ist vielleicht die schwerste und dankenswerteste. Wenn ich an den 1. April denke! Morgens kommt vom Kontrollpunkt ein Anruf, daß ein Junge aufgegriffen wurde. Fast glaubte ich an einen

Aprilscherz. Aber in der Tat: Ein 16-jähriger wollte mit einem gestohlenen Moped nach dem Westen, „weil er Angst vor seinen Eltern und vor der Prüfung“ hatte. Es kann eben nichts Gutes daraus werden, wenn beispielsweise die Alten von den Jungen bewußte Disziplin fordern, aber sie geisttötend gängeln. Oder wenn sie Achtung vor den Erwachsenen fordern, aber selbst die jugendliche Persönlichkeit nicht achten. Oder wenn sie eine doppelte Moral offenbaren. Gerade junge Menschen mit der guten Eigenschaft, besonders aktiv ihre Ideale zu vertreten, können dann leicht über die Stränge schlagen. Auch als ABV kannst du nicht warten, bis das Kind in den Brunnen fällt, oder dich trösten, daß es nur einer von 10 ist. Und ehrlich gesagt – auch bei uns in Hessen ist noch immer zu wenig los für die Jugend. Die Tanzkapelle ist es, was sie zusammenhält. Ein Fotozirkel stand auf der Tagesordnung – bei den Erwachsenen wie bei den Jungen. Als dann das Labor gebaut wurde, ließ sich von den Jugendlichen keiner sehen. Heute sagen die Alten: „Bei uns kommt ihr nicht rein.“ Ich muß noch einmal mit ihnen reden. Und auch mit der Grenzkompanie, damit im Sport endlich was getan wird...

Vielleicht haben die drei Genossen, die Ihnen hier vorgestellt wurden, nicht so gedacht, als sie den Eid der Volkspolizei ablegten: Der Genosse Schulz vom Strafvollzug vielmehr daran, daß er von der FDJ als Aktivist ausgezeichnet wurde;

Genosse Däuerling, daß sie beim nächsten Wettkampf der Schnellkommandos besser abschneiden wollen;

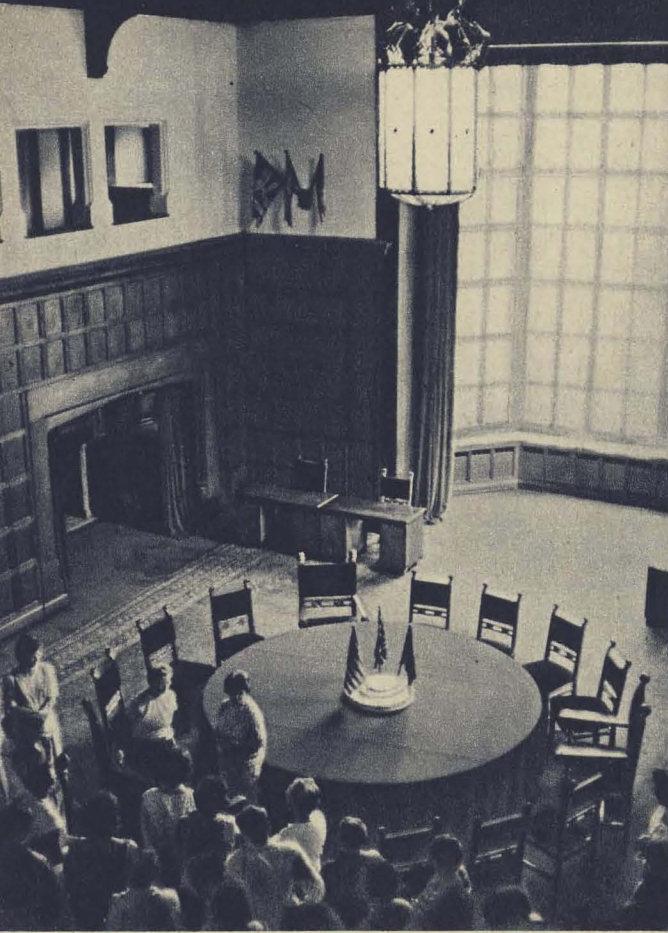
Genosse Bialas, daß sein treuer Begleiter, der Diensthund Cito, an diesem Tag ein größeres Stück Fleisch verdient hätte.

Woran sie dachten, als sie den Eid ablegten, weiß ich nicht. Aber wie es hier niedergeschrieben wurde, können sie



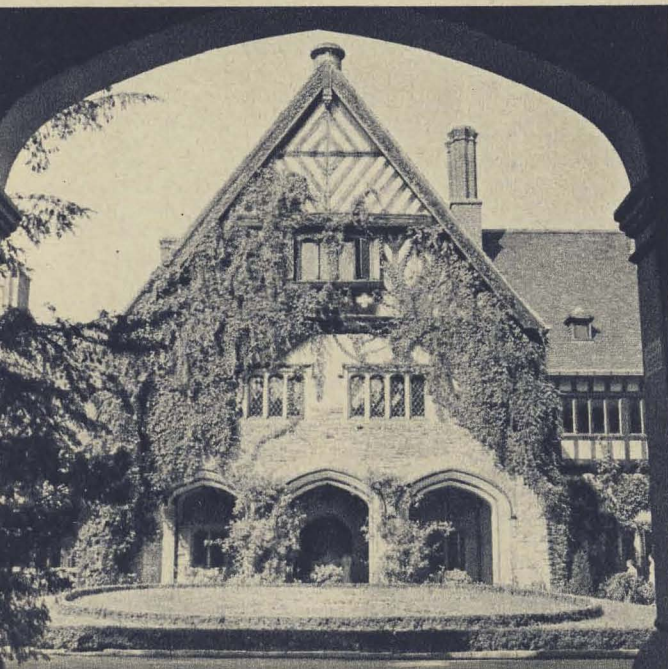
gedacht haben; denn so hatten sie es mir vorher erzählt.

Da heißt es manchmal spöttisch: „Es sind keine Dörfler, es sind keine Städter, es sind Halberstädter!“ Vor 20 Jahren mag es richtig gewesen sein – als die Amerikaner mit ihren Panzern in Halberstadt einzogen. Am Tage davor hatten sie in einer halben Stunde die halbe Stadt mit Bomben zerstört, weil ja „die Russen“ nach Halberstadt kommen würden. Heute prägen viele neue Gebäude das Antlitz der Stadt, und was die Menschen anbetrifft, die an diesem 1. Juli auf dem Platz angetreten sind – diese Halberstädter sind ganze Genossen beim Schutz unserer Republik.



DDR

UNSER VATERLAND





Irgendwann vor 25 oder 30 Jahren ist sie schon einmal in Deutschland gewesen. Auch in Berlin und natürlich in Potsdam. „Der herrliche Springbrunnen ist immer noch da“, sagte sie zu ihrem Sohn, einem hageren schmalgesichtigen Engländer. Höflich entgegnete er: „Oh, that's wonderful“. Und dann fragte sie, ob man auch das Schloß Cecilienhof besichtigen könne. Der Cecilienhof – das wußte die alte Dame – hat bis zum Kriegsende der Kronprinzenfamilie gehört und ist heute eine Gedenkstätte für das Potsdamer Abkommen. Sie wußte allerdings nicht, daß der Bau 8 Millionen Goldmark gekostet hat und 176 Räume beherbergt. Unbekannt war ihr auch, daß dieses Lustschloß justament zur gleichen Zeit gebaut wurde, als im Skagerrak englische und deutsche Schiffe aufeinander schossen, als vor Verdun Tausende Soldaten fielen, als man in der Heimat im Winter Kohlrüben an Stelle von Marmelade aß. Bis März 1945 wohnte Wilhelm von Hohenzollern in seinem Schloß. Er war zwar kein Kronprinz mehr, aber fünfmal so reich wie 1918 – sein Geld steckte in der Schwerindustrie und in den IG-Farben. Und beide Male – 1914 als Sproß der Kaiserfamilie und 1939 als Aktionär – war er sehr am Krieg interessiert. Beide Male ging der Krieg von Deutschland aus – aber beide Male gab es ein einheitliches Deutschland. Und da soll heute die deutsche Spaltung die Hauptursache der Kriegsgefahr sein?

All das sagte ich der alten Dame. Sie aber sagte abweisend: „Das ist ja Politik, damit möchte ich nichts zu tun haben.“ Ihr Sohn, mit seinen Worten sparsam wie ein Schotte, meinte nur: „how interesting“. „Warten Sie ab“, dachte ich. Wir haben nämlich so unsere Erfahrungen mit den Gästen aus der westlichen Welt. Sehen möchten sie alles. Wenn man ihnen jedoch einige Wahrheiten unseres Lebens oder auch der geschichtlichen Entwicklung offenbart, dann möchten sie sich am liebsten die Ohren zuhalten. Nicht alle, wohlbemerkt. Einmal übersetzte ich einer amerikanischen Studentengruppe die Worte der Museumsführerin. Sie erklärte, was sie allen Besuchern erklärt, nämlich die schlichte Wahrheit: Daß in der DDR das Potsdamer Abkommen konsequent verwirklicht wurde, in Westdeutschland hingegen die Kriegsindustriellen und die Militärs nicht entmachtet worden sind. Es gibt wieder einen Seeboom, der Gebietsforderungen stellt, wie es schon Goebbels getan hat, und es gibt eine Bundeswehr, die von alten Nazigenerälen befehligt wird. – Da meldete sich einer der amerikanischen Studenten: „Wir wollen eine Gedenkstätte besichtigen, aber keine Propaganda hören!“ Offenbar störten ihn die offenen Worte über die Politik seiner Regierung, sein Nationalstolz war verletzt worden. Müßte es da nicht auch dem gesunden Nationalgefühl der Deutschen widersprechen, wenn an einem solchen Ort, an dem der Endpunkt einer deutschen Niederlage besiegelt wurde, eine Gedenkstätte eingerichtet wird? Wir blieben dem jungen Mann die Antwort jedenfalls nicht schuldig. Dennoch: Seither führe ich selbst unsere amerikanischen Gäste vorerst einmal in den

Konferenzsaal, in dem die großen DREI saßen. Außerdem – und das finden die Amerikaner immer interessant – saß in der kleinen Journalistenloge ihr späterer Präsident John F. Kennedy. Danach besichtigen wir den Rauchsalon des Kronprinzen, der während jener denkwürdigen Potsdamer Konferenz das Arbeitszimmer der amerikanischen Delegation war. Holzverkleidete Wände, eine wunderschöne Decke. An einer Wand hängen Pläne. Landkarten. Die Karten zeigen Deutschland. Und in verschiedenen Varianten ist dieses deutsche Land geteilt. Von Süden nach Norden, von Westen nach dem Osten. Einmal in acht Teile, einige Male in drei Teile. Auf einer Karte gibt es gar kein Deutschland mehr, auf ihr grenzt Holland an Polen und Frankreich an die CSR. „What's that?“ fragte der Engländer interessiert. Nüchterne Fakten wirken mitunter stärker als jede politische Argumentation. „Das sind die amerikanischen Pläne, die in Teheran und Potsdam vorgelegt wurden. Die Sowjetunion widersetzte sich diesen Plänen. So wurde Deutschland nur in ‚Besatzungszonen‘ aufgeteilt.“ Der Engländer betrachtete aufmerksam die Pläne. Dann sagte er – irgendwie erleichtert – zu der alten Dame: „Da haben die Amerikaner sich ja 'was ausgedacht – ein Skandal.“ Er sagte das in Englisch, und ich vermag mich – der Ordnung wegen – nicht zu enthalten: „Leider hat Churchill seinerzeit den amerikanischen Plänen zugestimmt.“ Da schaut mich der Mann betroffen an. Er will etwas sagen, schweigt aber doch. Er ist schockiert. Er und die alte Dame. Dennoch schreibt er wenig später seinen Namen ins Gästebuch.

Wie oft habe ich schon Gäste begleitet, die mit viel Zurückhaltung unser Land bereisten, die auch mit falschen Vorstellungen den Cecilienhof besichtigten, dann aber – zurückhaltend, jedoch bekenkend – Worte ins Gästebuch schrieben, die sie vielleicht nie offen ausgesprochen hätten. So auch kürzlich eine englische Frauengruppe: „It is in 1965 so we – 8 women – are here to make such conferences unnecessary in the peaceful world for which we are working.“ (1965 sind wir – 8 Frauen – hier, um solche Konferenzen in einer friedlichen Welt, für die wir arbeiten, unnötig zu machen.)

Ich frage mich manchmal, was wäre das Schloß heute, stünde es in Westdeutschland? Man hat Wilhelm von Hohenzollern 1918 nichts getan, und man hat seinesgleichen 1945 drüben nichts getan. Die Familie hat wieder ihre IG-Farben-Aktien, sicher würde sie auch wieder in dem Schloß wohnen. Und ist es übertrieben, wenn man glaubt, sie träumt davon?

Vor dem Haupteingang mit dem prachtvollen Fachwerk bleibt die alte Dame noch einmal stehen. Nachdenklich streift ihr Blick das Gebäude. Ihr Sohn sagt: „Es war eine sehr interessante Besichtigung.“ Wir gehen weiter. Vor dem Säulenportal breitet sich ein großes Rondell. Inmitten des Rasens haben die Gärtner einen 3–4 m großen Stern aus Blumen nachgebildet. Es ist ein roter Stern, es ist der Sowjetstern. Die alte Dame bemerkt es, und unwillkürlich entfährt ihr „shocking“. Wie dumm. Ich finde, es ist ein guter Stern.

Ingeborg Giese

Kriechstromfester Plast

Neuartige Kohlenwasserstoff-Gießharze hat der VEB Plasta in Erkner entwickelt. Sie sind durch hohe und weitgehend temperaturunabhängige Isoliereigenschaften, eine ausgezeichnete Kriechstromfestigkeit (unterbindet unbeabsichtigte Stromübergänge entlang der Oberfläche eines Isolierstoffes) und niedrige dielektrische Verluste gekennzeichnet.

Der Plast wird zum Imprägnieren von Papier- und Glasseidengeweben verwendet. Daraus können Platten gefertigt werden, die zusammen mit aufgepreßter Kupferfolie gedruckte Schaltungen ergeben. In der Elektroindustrie werden die neuartigen Kohlenwasserstoff-Gießharze die bisher verwendeten Phenolharze, die schlechter isolieren, weitgehend ablösen.

Kanonen am Fallschirm

Ähnlich wie Luftlandepanzer werden bei Luftlandeübungen der Sowjetarmee auch Kraftfahrzeuge und selbstfahrende Geschütze (SFK und SFP) abgeworfen. Die Kanonen sind auf gefederten Plattformen befestigt, die an einem Fallschirmbündel zur Erde gleiten. Mit wenigen Handgriffen werden die Zurrungen gelöst; die Geschütze sind einsatzbereit.



Kristallklar durch „Sedosan“

Eine umwälzende Entdeckung zur Klärung und Reinigung verschmutzter Wässer wurde von ungarischen Forschern gemacht. Durch Beigabe von „Sedosan“ – so nennt sich das chemische Reinigungsmittel – wird das Wasser wieder kristallklar, erhält seinen ursprünglichen Geschmack und ist für den menschlichen Organismus vollkommen unschädlich.

„Sedosan“, in Pulverform weiß, in gelöster Form leicht gelblich, ist dem amerikanischen Präparat „Separan“ weit überlegen. Sein Gebrauch erfordert keine Investitionen, da es beim herkömmlichen Pumpverfahren angewendet werden kann. Für 1000 l Wasser genügen 0,2...0,5 Gramm, wobei die Klärung und Reinigung des verschmutzten Wassers in unvergleichlich kürzerer Zeit verläuft.

Kraftwerk im Kleinwagen

Eine in England entwickelte Brennstoffzelle, die auf chemischem Wege Wärme direkt in Energie umsetzt, lieferte kürzlich den Strom für ein modernes elektrisches Hammerwerk. Die Abmessungen der Zelle sind so klein, daß dieses Miniatur-Kraftwerk auf einem Kleintransporter von 750 kg Nutzlast befördert werden kann. Die Stromleistung betrug im Dauerbetrieb 5 kW, als Brennstoff diente Methanol.

Maschinelle Dolmetscher

Bereits vor Ablauf unseres Jahrhunderts werden Fernschreiber Telegrammtexte aus einer Sprache in die andere übersetzen und Telefone das gesprochene Wort blitzschnell in eine Fremdsprache transponieren können. Diese Perspektive gaben sowjetische Fachleute, die mit Hilfe von Rechen- und Sortiermaschinen englischsprachige Texte in größerem Umfang analysierten und dabei feststellten, daß die elektronische Maschine durchschnittlich 99 von 100 Wörtern richtig „erkennt“ und übersetzt.

Gewitter elektronisch vorausgesagt

Nach einer in Moskau entwickelten Methode kann eine Fachkraft mittels Rechenautomat in 20 Minuten die Wahrscheinlichkeit eines Gewitters für die nächsten 24 Stunden bestimmen. Weiterhin experimentiert der Moskauer Wetterdienst, auf gleichem Wege die elektronische Voraussage von Dauerregen zu treffen, wobei die Prognosen sich in 85 von 100 Fällen bewährten. Sowjetische Wissenschaftler wollen die universale Methode soweit vervollkommen, daß in Kürze elektronische Rechenmaschinen weitgehend die Arbeit der Meteorologen übernehmen.



Bewährte Waffen

Mit ein paar Gewehren kämpften die Männer des 26. Juli seinerzeit gegen die verhaßten Unterdrücker. Heute bedienen die Soldaten der revolutionären Streitkräfte moderne Raketenwaffen. Die bewährten sowjetischen Boden-Luft- sowie taktischen Raketen auf Panzerlafette gehören zur Ausrüstung der Truppenteile Kubas.

Tanks aus Polyester

In den USA werden zur unterirdischen Lagerung von Benzin, Flugzeugtreibstoff und Heizölen Tanks aus glasfaserverstärktem Polyester verwendet. Bei einem Fassungsvermögen von 22 700 Litern sind sie billiger als die herkömmlichen Stahltanks. Sie sind außerdem korrosionsbeständig und erreichen dadurch ohne besondere Wartung eine hohe Lebensdauer.

Moderne Gefechtsfahrzeuge

Mit den beiden neuen tschechoslowakischen Schützenpanzerwagen vom Typ 62 und Typ 64 (Vollketten- und Achtrrad-SPW) ist der Öffentlichkeit erneut die moderne Bewaffnung unserer Bruderarmee vorgeführt worden. Anlässlich der

Prager Parade am 9. Mai fuhren Mot.-Schützeneinheiten mit diesen Gefechtsfahrzeugen über das Letna-Plateau.

Der Vollketten-SPW 62 ist wie das sowjetische Fahrzeug dieser Kategorie schwimmfähig und mit hydroreaktivem Antrieb versehen. Seine Bewaffnung besteht aus einem Universal-MG, in dem rechtsseitig aufgesetzten drehbaren Turm und einem rückstoßfreien Geschütz. Zusätzlich können weitere panzerbrechende Waffen mitgeführt werden. Der Achtrrad-SPW 64 weist in seiner Form einige Besonderheiten auf (Kommandantenkuppel, Auspuffrohr). Für die Wasserfahrt sind 2 Heckschrauben vorhanden. Als Bewaffnung werden 2 Universal-MG eingesetzt.

LKW „Tsefang“

Mit technischer Hilfe der Sowjetunion, die das Werk errichtete, ist in der Volksrepublik China ein neuer LKW entwickelt worden. Das Fahrzeug ist vornehmlich für Gebirgsfahrten vorgesehen. Die ersten 50 LKW des Typs „Tsefang“ (Befreiung) werden zur Zeit in den Gebirgen des Landes erprobt. Einzelheiten über das Fahrzeug sind noch nicht bekannt.



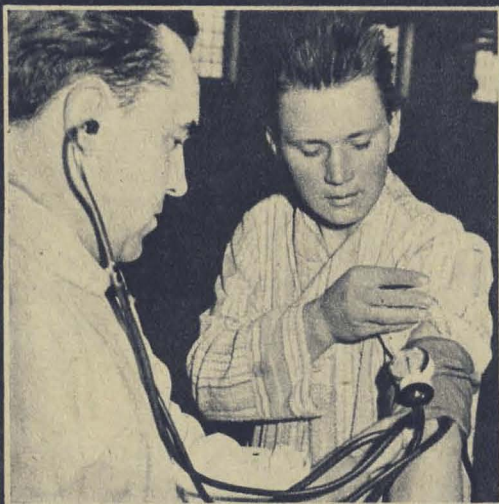
TANKISTEN auf Tauchstation

beobachteten unsere Reporter
Ernst Gebauer (Bild)
und Gerhard Berchert (Text)
im Regiment
„Deutsche Antifaschistische Kämpfer“
in Gubin

„Es ist schon längere Zeit her“, erzählt Oberstleutnant Stachowicz, der Regimentskommandeur, „da blieb uns bei der Unterwasserfahrt ein Panzer mitten im Fluß stecken.“

Eine vertrackte Situation. „Was war geschehen?“ fragen wir.

„Sein Motor hatte versagt“, erklärt der Oberstleutnant, und in seiner Stimme schwingt auch heute noch ein wenig von der Erregung mit, die damals alle Beteiligten erfaßt haben mochte. „Die Besatzung versuchte, ihn wieder in Gang zu bringen. Es gelang nicht. Taucher stiegen hinab, befestigten Trossen, um ihn mit Hilfe anderer Panzer herauszuschleppen. Doch die Stahlseile



Immer ist der Arzt dabei, um Unglücksfälle schon von vornherein auszuschließen.

rissen immer wieder; denn das verunglückte Fahrzeug hatte sich bei der Havarie quer zur Fahrtrichtung gedreht.“

Läßt sich nachempfinden, was die vier vom Wasser umschlossenen Soldaten fühlten? Ob sie an ihre Rettung glaubten? Jede der unendlich langsam verrinnenden Minuten mußte noch ihre Zweifel vergrößern.

Nach 12 Stunden erhielt die Besatzung den Befehl, ihren Panzer zu verlassen. Und mit Sorge erwartete man ihr Erscheinen an der Wasseroberfläche. Denn es ist ja etwas anderes, bei normalen Bedingungen aus einem Panzer zu klettern, als ihn unter Wasser zu verlassen. So verhindert der auf der Turmluke lastende Wasserdruck zunächst, daß sie sich öffnen läßt. Also muß der Kampfraum geflutet werden, damit sich der Druck ausgleicht. Das erfordert kaltblütiges Handeln und Überwindung. Immer höher steigt das Wasser im Panzer, doch man muß geduldig warten, bis sich das stählerne Gefängnis öffnen läßt. Freilich sind die Besatzungen für solche Fälle mit Rettungsgeräten ausgerüstet („vollisolierende Schutzmaske“ nennt sie der Fachmann). Doch deren Luftvorrat ist natürlicherweise begrenzt. Er reicht zwar erheblich länger, als man für das Verlassen eines Panzers unter den geschilderten Umständen braucht – aber daran im Ernstfall auch zu glauben, erfordert neben unbedingtem Vertrauen und fester Disziplin ebenfalls eine gehörige Portion Sachkenntnis und Erfahrung.

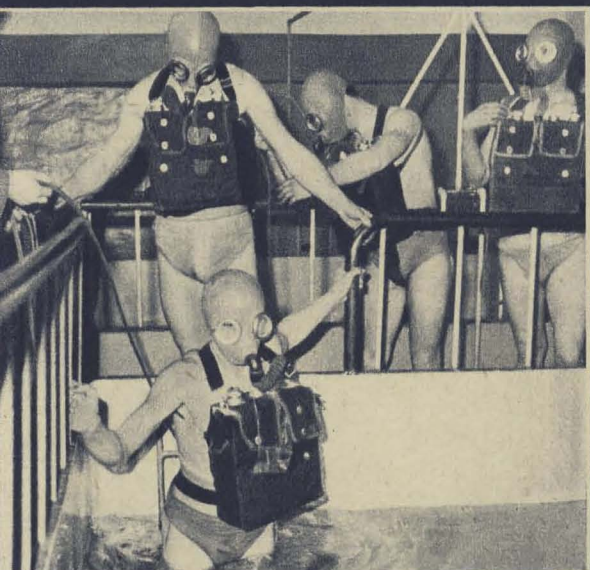
„Und wie verhielten sich die vier Verunglückten?“ erkundigen wir uns gespannt. Oberstleutnant Stachowicz lächelt.

„Prächtig!“ sagt er dann. „Kurz nachdem sie den Befehl zum Aussteigen hatten, erschienen alle Besatzungsmitglieder an der Wasseroberfläche. Niemand war zu Schaden gekommen, alle hatten sich bedingungslos ihrem Kommandanten und den Rettungsgeräten anvertraut. Allerdings hatten sie das Auftauchen mit Rettungsgerät vorher bereits mehrmals trainiert.“

Das Regiment „Deutsche Antifaschistische Kämpfer“ war der erste Panzertruppenteil in der Polnischen Volksarmee, in dem eine entsprechende Übungsanlage für die Vorbereitung der Panzerbesatzungen auf Unterwasserfahrten errichtet

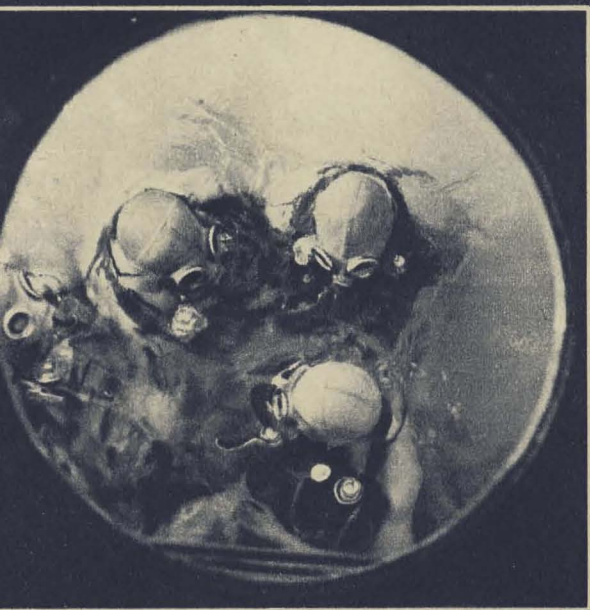


Ein „Marsbewohner“ gibt Signale: „Alles in Ordnung!“ bedeutet seine stumme Zeichensprache. Da die Atemluft seines Rettungsgerätes unter Druck steht, läßt sie sich leicht einatmen – sogar leichter als ausatmen.



An Seilen gesichert, steigen die Soldaten in das erste Bassin. Alles ist zunächst noch ein wenig ungewohnt.

Im zweiten Behälter heißt es schon, geduldig zu verharren, bis der Befehl zum Auftauchen kommt.



wurde. Bei dem geschilderten Vorfall bestand sie ihre Bewährungsprobe.

Drei mehr oder weniger geräumige Behälter gehören zu dieser Anlage. Der erste gleicht einem kleinen Schwimmbecken. Seine Wassertiefe beträgt immerhin zweieinhalb Meter, so daß die Füße keinen Grund mehr finden. Hier gewöhnen sich die Soldaten an die Rettungsmaske. Sie schwimmen und tauchen mit dem Gerät und bergen Gegenstände vom Grund des Bassins.

Der zweite Behälter sieht wie eine riesige Konservendose mit Fenstern aus. Durch die Öffnung im „Deckel“ klettert jetzt eine Panzerbesatzung hinein. Sie läßt sich am Boden nieder oder nimmt auf Sitzen Platz, die schon ähnlich wie im Panzer angeordnet sind. Dann wird geflutet. Das Wasser steigt schnell, und die Männer setzen ihre Masken auf. Nacheinander heben sie zwei Finger. Das heißt, alles ist in Ordnung. Schließlich zieht der Kommandant an einem Griff – draußen schlägt eine Glocke an. Es ist die „amtliche“ Bestätigung des normalen Ablaufs. Auf ein Signal des Ausbildungsleiters hin schweben die Soldaten zur Wasseroberfläche. Auch diese zweite Gewöhnungsübung ist beendet.

Im dritten Behälter wird es dann zum ersten Mal „ernst“. Er ist in seinem unteren Teil wie ein Panzer eingerichtet. Die Besatzung klettert hinein, und der Kommandant schließt die Luke. Dann ergießt sich eine Wasserflut in den oberen Teil des Behälters. Wenig später kann man es probieren: Die Luke läßt sich nicht mehr öffnen. Zu schwer lastet die Wassersäule auf ihr.

Wären nicht die Fenster, so könnte man drinnen annehmen, wirklich von der Außenwelt abgeschnitten, auf dem Grunde eines Wasserlaufes festgefahren zu sein. Ansonsten ist die Lage völlig real. Um hier herauszukommen, müssen Kommandant und Besatzung genauso handeln wie im Ernstfall.

Soldat Bandmeier, der Richtschütze, tritt innen ans Fenster, lächelt uns zu. Angst? Keine Spur. Er und seine Genossen haben diese Prozedur schon oft genug mitgemacht. Beim erstenmal freilich, da empfanden sie noch ein gewisses Unbehagen. Werden wir die Luke auch wirklich aufkriegen? fragten sie sich. Wird es keine Panne mit dem Rettungsgerät geben? Und wenn was schiefeht? Holt man uns dann noch rechtzeitig hier heraus? Doch das war eben damals.

Jetzt fluten sie seelenruhig ihren „Panzer“. Ein armdicker Wasserstrahl schießt hinein.

Doch was geschieht, wenn wirklich etwas Unvorhergesehenes eintritt, wenn beispielsweise plötz-

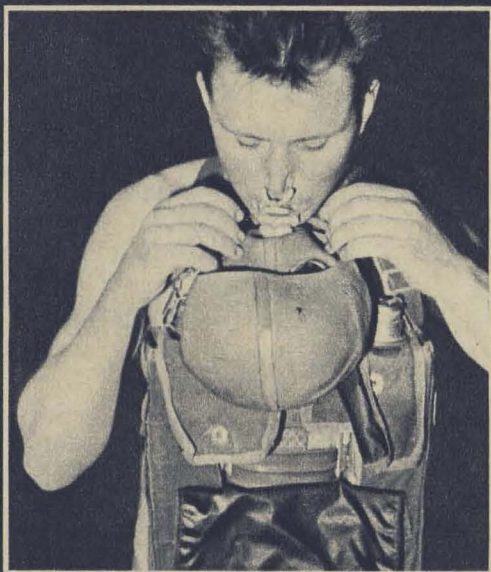
lich ein Rettungsgerät ausfällt? Nirgendwo zeichnen sich in der Behälterwand die Umriss eines „Notausganges“ ab. Die Fenster sind klein und fest verschraubt!

Major Skonecki, der Parteisekretär, gibt uns Auskunft. „Für solche Fälle ist natürlich vorgesorgt. Innerhalb von 40 Sekunden kann das Wasser wieder abgelassen werden. Also schnell genug, um rasche Hilfe leisten zu können.“

Inzwischen ist der untere Behälter nahezu gefüllt. Das Wasser steigt nicht mehr, denn die verbliebene Luft wurde dermaßen zusammengepreßt, daß sich der Druck ausglich. Ein Soldat schwimmt zur Luke und klappt sie mühelos zurück. Im gleichen Augenblick rauscht eine wahre Sturzflut über ihn hinweg. Die komprimierte Luft brodelte zur Oberfläche.

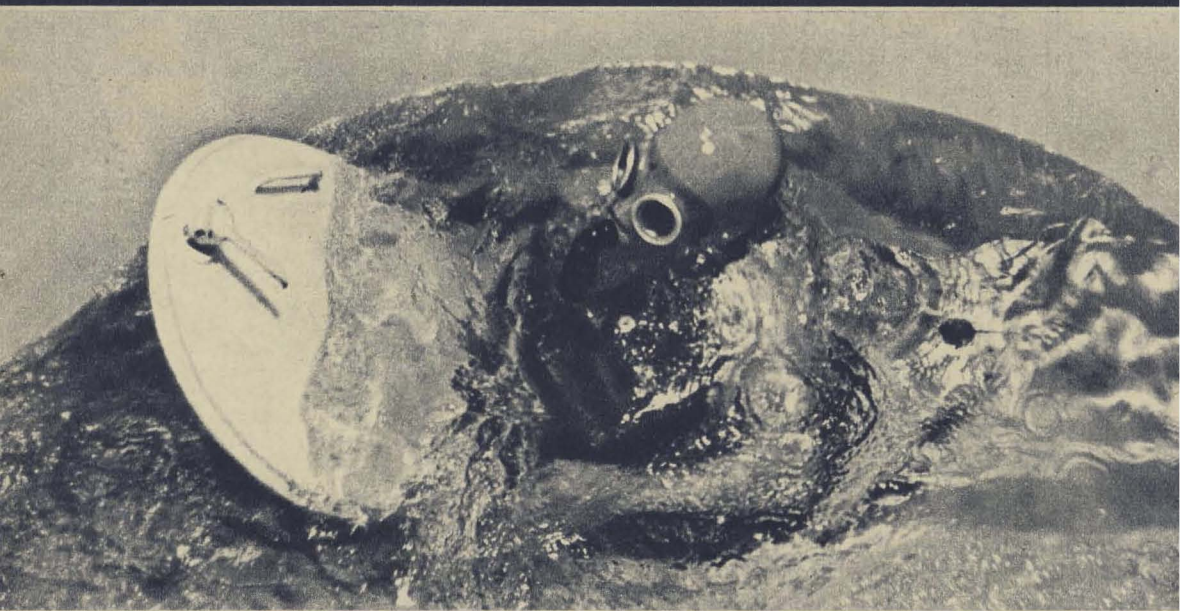
Dann taucht wie ein Froschmann das erste Besatzungsmitglied auf; die anderen folgen in kurzen Abständen. Zuletzt der Kommandant. Sie haben sich gut gehalten.

Möglicherweise werden diese Männer das, was sie hier lernen, nie brauchen; denn sie haben natürlich den Ehrgeiz, bei Unterwasserfahrten mit ihrem Panzer nicht steckenzubleiben. Doch immerhin sind sie nun auch darauf vorbereitet. Sie wissen, wie sie sich in einem solchen Fall zu verhalten haben – und ihre eigene Erfahrung lehrte sie, daß ihnen Ausrüstung und Ausbildung maximale Sicherheit gewährleisten.



Und so wird die Maske aufgesetzt.

Den Reportern zuliebe wurde die Wassersäule über der Luke erheblich verringert, um das Austauschen fotografieren zu können. Denn im oberen Behälterteil gibt es leider keine Fenster für Pressefotografen.





1933 in Nürnberg marschierten die Nazis mit den SA-Standarten der gerade erst annektierten Gebiete Österreichs auf. Nürnberg ist auch traditioneller Treffpunkt der westdeutschen Revanchistenverbände. Ihre Fahnen tragen die Namen der Städte, die sie erobern wollen.

W

ühlarbeit und Provokation, Fünfte Kolonne und Bruch des Völkerrechts gehören zu den politischen Waffen des deutschen Imperialismus, seitdem es ihn gibt. Dabei waren und sind die Provokationen stets mit Heuchelei und Friedensdemagogie verbunden. Das ist der rote Faden des folgenden Beitrags, dem in Heft 8 Tatsachen über die Fünfte Kolonne der Hitlerfaschisten und die Vorbereitung des verdeckten Krieges durch die westdeutschen Militaristen folgen werden.

Mit den Serben muß aufgeräumt werden

„Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdlich wir in dem Drang und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zu ersparen . . . Uns treibt nicht Eroberungslust.“

Kaiser Wilhelm II. am 4. 8. 1914

Sommer 1914. Aus Sarajewo rollt das Echo von Pistolenschüssen durch ganz Europa. Die Schlagzeilen der Zeitungen schreien: Der österreichische Thronfolger am 28. Juni von serbischen Nationalisten erschossen. Bedeutet das Krieg?

Noch an diesem Tag warnt der deutsche Botschafter in Wien, von Tschirsky, in der Hofburg vor übereilten Schritten. Sein Kaiser ist da anderer Meinung. Wenige Stunden später schon hält er in einem seiner Potsdamer Schlösser den Bericht des Botschafters in Händen. Wutentbrannt schreibt er an den Rand: „Wer hat ihn dazu ermächtigt? Das ist sehr dumm! Geht ihn gar nichts an . . . Mit den Serben muß aufgeräumt werden und zwar bald!“ An gleicher Stelle empfängt er die Vertreter des General- und Admiralstabes. Kühl und ohne Erregung nehmen sie die Erklärung ihres Obersten Kriegsherrn entgegen, daß er den Krieg für unvermeidlich halte. Ihr Standpunkt ist der seine: Man muß die günstige Lage zum Losschlagen ausnützen. Die militärischen Vorbereitungen Frankreichs und Rußlands sind noch nicht beendet, sie sind der deutschen Armee besonders an ausgebildeten Reserven

und schwerer Artillerie unterlegen. Das wird in einigen Jahren anders sein. Dazu die günstige Jahreszeit, die Ernte größtenteils gebohren, die Jahresausbildung beendet. Die Armee ist kriegsbereit — der Mobilmachungsplan wurde am 31. März abgeschlossen, der Generalquartiermeister braucht ihn nur aus dem Safe zu holen. Ja, die Herren, sind sich einig — wenn die Blätter fallen, soll ihnen der Sieg gehören.

Das ist die Entscheidung. In den Erläuterungen des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg an den österreichisch-ungarischen Botschafter nimmt sie sich nach wenigen Stunden so aus: „Ich sehe ebenso wie der Kaiser ein sofortiges Einschreiten gegen Serbien als radikalste und beste Lösung . . . an und halte vom internationalen Standpunkt den jetzigen Zeitpunkt für günstiger als einen späteren.“

Aber einstweilen begibt sich der Herr Reichskanzler auf sein Gut, der Herr Generalstabschef reist zur Kur und der Kaiser tritt seine Nordlandreise auf der kaiserlichen Yacht an. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes weist die offiziöse „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ an, ihre Bemerkungen zum österreichisch-serbischen Konflikt absichtlich milde zu halten, sie sollte nicht vorzeitig alarmieren.

Am 23. Juli überreicht die Wiener Regierung eine Note an Serbien. Sie enthält unannehmbar Forderungen. Bei der Übergabe dieses Ultimatums erklärt der österreichische Botschafter, er werde seine Pässe verlangen, wenn innerhalb von 48 Stunden die österreichischen



MASKEN, TATEN, ULTI- MATEN

Forderungen nicht bedingungslos angenommen werden. Da er sehr genau weiß, daß das nicht sein kann, packen inzwischen die Angestellten der Botschaft schon die Archive ein.

Jetzt folgt es Schlag auf Schlag, der Mechanismus der Bündnisse funktioniert – österreichische Kriegserklärung an Serbien, russische Teilmobilmachung, dann Kriegsvorbereitungen Frankreichs. Nach Wien fliegt am 30. Juli ein Telegramm des preußischen Generalstabschefs Moltke: „Russische Mobilmachung durchhalten... Deutschland wird mobilisieren.“

Die deutsche Regierung verlangt am 31. Juli in einem auf zwölf Stunden befristeten Ultimatum die sofortige Einstellung der russischen Mobilmachung. Zur gleichen Stunde fordert in Paris der deutsche Botschafter die Neutralität Frankreichs. In seiner Tasche hat er eine geheime Instruktion: „Wenn, wie nicht anzunehmen, französische Regierung erklärt, neutral zu bleiben, wollen Ew. Excellenz französischer Regierung erklären, daß wir als Pfand für Neutralität Überlassung der Festungen Toul und Verdun fordern müssen.“

Die deutsche Erpressung wird zurückgewiesen, die Machtinteressen Rußlands und Frankreichs stehen auf dem Spiel. Das Deutsche Reich erklärt beiden Staaten den Krieg. Die Transporte rollen nach dem Plan des Generalstabes an die Front. „48 Mann oder 6 Pferde“ steht an den Wagen. Und „Jeder Schuß ein Russ, jeder Stoß ein Franzos, jeder Tritt ein Brit“. Die hier hinausfahren singen die Wacht am Rhein. Aber es geht um die Erzbecken, von Longwy-Briey, um die Ukraine, um Kolonien und Märkte, um die Weltherrschaft.

Es geht nicht um Danzig

„Wir haben allen unseren unmittelbaren Nachbarn die Unverletzlichkeit ihrer Gebiete zugesichert, soweit Deutschland in Frage kommt... Wir haben an einer Friedensverletzung überhaupt kein Interesse. Wir wollen von allen diesen Völkern nichts.“ Hitler am 26. 8. 1938

Am 12. März dieses Jahres ist die Hitlerarmee unter Ausnutzung eines faschistischen Staatsstreichs in Österreich einmarschiert. Am 1. 10. annektierten die deutschen Imperialisten mit Hilfe der Westmächte das Sudetengebiet. Am 15. 3. 39 okkupieren sie unter Androhung barbarischer Bombenangriffe den Rest der Tschechoslowakei. Schon eine Woche später wird Litauen zur Auslieferung des Memelgebietes gezwungen. Damit sind die ersten Punkte eines Planes erfüllt, der in einer Geheimbesprechung im November 1937 entwickelt worden war. Der nächste Schritt soll Polen heißen, das neue Sarajewo Danzig und der polnische Korridor. Danzig ist seit dem Versailler Frieden eine Freie Stadt unter der Aufsicht des Völkerbundes. Durch den zwischen der Ostgrenze Deutschlands und Ostpreußen verlaufenden Korridor wurde Polen ein Zugang zum Meer gewährleistet. Nunmehr fordert das deutsche Monopolkapital durch sein Sprachrohr Hitler die Einverleibung Danzigs in das Deutsche Reich und eine durch Polen nach Ostpreußen führende exterritoriale Eisenbahn und Autostraße. Heuchlerisch wird dafür eine Garantie der polnischen Westgrenze für 25 Jahre angeboten.

Insgeheim aber erhält der Oberbefehlshaber des Heeres am 25. 3. 1939 die Weisung: „Sie (die polnische Frage) soll nun aber bearbeitet werden... Polen soll dann so niedergeschlagen werden, daß es in den nächsten Jahrzehnten als politischer Faktor nicht mehr in Rechnung



15. März 1939. Auf dem Prager Pflaster rollten deutsche Fahrzeuge, knallen deutsche Kommissstiefel. Erpressung öffnete ihnen den Weg. Am 20. Jahrestag des Sieges demonstriert die tschechoslowakische Volksarmee, daß die westdeutschen Revanchisten keine Chancen haben.

gestellt werden brauchte.“ Den deutschen Generalstab trifft diese Aufgabe nicht unvorbereitet. Bereits zu Beginn der zwanziger Jahre, als an Hitler noch gar nicht zu denken war, ließ General v. Seeckt den Plan eines Zangenangriffs aus Ostpreußen und Schlesien auf Polen ausarbeiten. Das ist nun eine der Grundlagen für den „Fall Weiß“, den Überfall auf Polen. Am 3. 4. befiehlt das OKW: „Die Bearbeitung hat so zu erfolgen, daß die Durchführung ab 1. 9. 1939 jederzeit möglich ist.“

Hitler will in diesem Jahr den Krieg. Seine Generale wollen ihn. Die deutschen Monopole brauchen ihn. Die Aufrüstung hat ungeheure Summen verschlungen, das Dritte Reich steht vor dem finanziellen Zusammenbruch. Die uniformierten Millionen Arbeitslosen müssen marschieren, die Panzer und Flugzeuge sich bezahlt machen. Am 23. 5. versammeln sich in der Reichskanzlei die Spitzen der deutschen Wehrmacht. Klipp und klar sagt ihnen Hitler: „Die wirtschaftlichen Probleme müssen gelöst werden... Ohne Einbruch in fremde Staaten oder Angreifen fremden Eigentums ist dies nicht möglich... Danzig ist nicht das Objekt, um das es geht. Es handelt sich für uns um die Arrondierung des Lebensraumes im Osten.“

Nacht für Nacht schleichen deutsche Agenten nach Polen. Tag für Tag fordert die Propaganda des Dr. Goebbels die wehrpflichtigen jungen Deutschen in Polen auf, sich der Einberufung in die polnische Armee durch Flucht nach Deutschland zu entziehen. Im August befinden sich 70 000 in Lagern an der Grenze. Sie werden in Freikorps, Sonderformationen, Kampf- und Stoßorganisationen eingereiht und bewaffnet – für den Bürgerkrieg. Die Nazipresse aber schreit: „Polnische Banditen hetzen deutsche Flüchtlinge zu Tode.“

Am 10. 8. wird der SD-Mann Naujocks zu Heydrich befohlen. Er erhält eine Aufgabe: Vortäuschung eines polnischen Überfalls auf den deutschen Sender Gleiwitz. Am 11. 8. erklärt Hitler dem Völkerbundskommissar für Danzig,

Professor Burckhart: „Wenn der kleinste Zwischenfall sich ereignet, werde ich Polen ohne Warnung zerschmettern.“

Die Armee rollt ab 20. 8. in endlosen Militärtransporten unter dem Vorwand von Manövern an die Grenzen. Die Börsenkurse der Rüstungskonzerne steigen. Am 22. 8. beruft Hitler seine Generale auf den Berghof. Er verkündet ihnen: „Ich werde propagandistischen Anlaß zur Auslösung des Krieges geben.“

Am Abend des 30. 8. richtet die Hitlerregierung ein Ultimatum an Polen. Die Forderungen sind hoch, die Zeit so bemessen, daß die polnische Regierung unmöglich termingerecht antworten kann. Noch bevor es abläuft, wird der Sender Gleiwitz überfallen und der Angriffsbefehl unterzeichnet.

Selbstbestimmungsrecht

„Wir erheben gewiß keine Forderungen auf fremdes Staatsgebiet. Aber wir verzichten nicht... auf Gebiete, die die angestammte Heimat so vieler unserer deutschen Brüder und Schwestern sind.“

Ludwig Erhard am 21. 3. 1965

Ende April 1961 tagt der Parteitag der westdeutschen CDU/CSU in Köln. Die Herren haben mit Hilfe der Westmächte Deutschland gespalten. Nun aber möchten sie ganz Deutschland wiederhaben, zuerst nur die DDR, dann von der Maas bis an die Memel. Sie hoffen auf ihre neue Wehrmacht, auf die Atomwaffen der NATO als Drohung gegen die Sowjetunion. Sie wollen über die DDR selbst bestimmen. Sie kleiden das in die Formeln „Wiedervereinigung Deutschlands in Frieden und Freiheit“ und „Einigung Europas“. Ein Busenfreund von Strauß, Dalma, der es wissen muß, plaudert am 4. 6. aus: In der DDR müsse eine „Explosion“ herbeigeführt werden. Dazu bedürfe es „entsprechender politischer, psychologischer, propagandistischer und nicht zuletzt auch organisatorischer und subversiver Vorbereitungen des Westens“. Die organisatorischen übernimmt der



Forschungsbeirat des Ministeriums für Gesamtdeutsche Fragen, der am 6. 7. den Generalstabsplan für die Wiedererrichtung des Kapitalismus in der DDR verkündet. Die subversiven – das sind verstärkte Agententätigkeit, Sabotageakte, die Verleitung verhetzter Menschen zur Flucht aus der DDR. Zu dieser Zeit, Anfang August, besichtigt Speidel, Befehlshaber der NATO-Landstreitkräfte Mitteleuropa, die Räume entlang der Staatsgrenze der DDR. Er erklärt am 10. 8., die NATO sei in diesem Raum gerüstet. In diesen Tagen erläßt die Bundeswehrführung ein Sofortprogramm zur Auffüllung ihrer Streitkräfte und erhöht deren Gefechtsbereitschaft. Zahlreiche Stabs- und Truppenübungen der NATO schaffen die Möglichkeit einer Aggression aus der Manöverlage, wie 1939. Der Krieg steht unmittelbar vor der Tür. Aber am 13. 8. 1961 rollen die Kolonnen der NVA nach Berlin, sperren gemeinsam mit den Kampfgruppen die Staatsgrenze. Hinter ihnen stehen die Armeen des Warschauer Paktes. Es gibt weder einen Panzerdurchbruch nach Berlin noch einen Siegesmarsch durch das Brandenburger Tor.

An Adenauers Stelle tritt Erhard. Das Ziel seiner Politik ist das gleiche. Er erläutert es am 26. 1. 1965 vor der CDU/CSU-Fraktion: Es „dürfe nicht vergessen werden, daß 17 Millionen Deutsche in einem kommunistischen Gewaltstaat versklavt würden... Die Deutschen in der Zone könnten nicht 20 bis 30 Jahre warten, bis endlich eine Entwicklung zur Wiedervereinigung führe.“ Wenige Wochen später tagt wie 1961 der Parteitag der Kanzlerpartei. Es ist Ende März. Scharfmacher Barzel formuliert das außenpolitische Programm des westdeutschen Monopolkapitals: „Wir wollen gemeinsam einwirken auf die Realitäten im kommunistisch beherrschten Teil Europas... Wir können nicht so tun, als gehe uns das Schicksal der Völker Ost- und Mitteleuropas nichts an... Um so besser ist es, daß unsere Bundeswehr inzwischen eine der besten Armeen der Welt ge-

worden ist.“ Die im Präsidium sitzenden Führer der Partei ergänzen in Gedanken: Politik der Bewegung ist unser Rezept. Die Schritte zum Ziel: Zuerst die Zone. Dann die polnischen Westgebiete. Schließlich das Sudetenland. Dann werden wir weitersehen. Was deutsch ist, bestimmen wir selbst.

Nach diesem Parteitag reißen die Revanchisten aller Schattierungen das Maul auf, alle Warnungen der Regierung der DDR in den Wind schlagend. Vizekanzler Mende von der FDP fordert in Saarbrücken die Einverleibung der DDR und erhebt Ansprüche auf die polnischen Westgebiete. Kriegsminister von Hassel verlangt in Fulda das Vorrücken der NATO-Streitkräfte bis an die Staatsgrenze der DDR (und natürlich auch Atomminen, aber das verschweigt er diskret). In Chicago schreit der CSU-Mann Guttenberg nach der Wiedervereinigung Deutschlands, Marke konterrevolutionärer Putsch in Ungarn. Sie wollen um jeden Preis jeden Schritt zur Entspannung verhindern.

Deshalb bestimmt Herr Gerstenmaier, daß die nächste Sitzung des Bundestages im Ausland, in Westberlin, stattfinden solle. Die CDU/CSU kalkuliert bei diesem Entschluß ein, daß dadurch „sehr wohl eine explosive Situation entstehen könne.“

Das ist mehr als deutlich. Mehr als sechseinhalb Jahre mied der Bundestag Westberlin, wo er nichts zu suchen hat. Jetzt aber soll Zündstoff angesammelt werden, jetzt soll vor der Welt dokumentiert werden: Westberlin ist Teil der Bundesrepublik. Provokatorisch bedauert Gerstenmaier, daß in Westberlin noch keine Bundeswehr stationiert sei. Westberlin soll Frontstadt des kalten Krieges bleiben, Instrument der Vorwärtsstrategie.

Die Antwort ist schnell und präzise: Die Regierung der DDR beweist mit Hilfe der Sowjetunion, wer der Herr im Hause ist, wer auf den Straßen der DDR bestimmt, und daß Westberlin ebensowenig Teil Westdeutschlands ist, wie eine Provinz des Mondes. Für die Revanchisten hängt in diesen Tagen der Himmel nicht voller Geigen, sondern voller Miggen.

Getroffene Hunde bellen. Und so schreit die Bonner Regierung: Die DDR hat das Völkerrecht verletzt, haltet den Dieb! Sie schreit nach der Hilfe der Besatzer. Aber die beschränken sich auf papierne Proteste, dieses Eisen ist ihnen zu heiß. Nun drohen die Ultras mit dem Abbruch des innerdeutschen Handels. Aber ihr Ultimatum prallt wirkungslos an der entschlossenen Haltung der DDR ab. Brandt provoziert weiter: Er will extraterritoriale Eisenbahnen und Autostraßen durch die DDR, die nach seiner Meinung unter die Kontrolle der UNO gestellt werden sollten. Das ist das Rezept Hitlers gegenüber Polen, das ist der Schrei nach Annexion unseres Territoriums, nach Aggression gegen die DDR. Diese Methode ist nicht neu: „Bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ Aber sie ist dem sozialistischen Deutschland gegenüber untauglich. Auf einen groben Klotz setzen wir einen groben Keil, und auf Provokationen folgt heute die Niederlage der Provokateure.

Die vertauschten Mützen

Sie hatten eigentlich schon ihren Stammpfatz an der Garderobe: die Pelzmützen von Iljin Karajew, Stabschef einer Einheit der in der DDR stationierten Gruppe der sowjetischen Streitkräfte, und die des Jürgen Schmidt, Stabschef einer Einheit der Nationalen Volksarmee. Beide hatten sich bei einem Freundschaftstreffen kennengelernt. Iljin, welcher die deutsche Sprache sehr gut beherrschte, weilte manchmal am Wochenende zu Gast bei Jürgen Schmidt. Eines Tages passierte es, daß Jürgen Schmidt plötzlich zu einer Übung alarmiert wurde, als Iljin gerade zu Besuch war. Hurtig zog Jürgen sich an, ergriff im Korridor die Pelzmütze und verließ eilig das Haus. Er bemerkte kaum, daß ihm seine Mütze etwas enger saß als sonst.

Als er sich beim Kommandeur meldete, schaute ihn dieser für Sekunden etwas sonderbar an, lächelte und erläuterte plötzlich dem Genossen Schmidt die Aufgaben in russischer Sprache. Jürgen stutzte. Der Kommandeur wußte doch, daß sein Stabschef noch Schwierig-

keiten damit hatte! Wollte jener ihn frozeln?! Da durchzuckte es ihn wie ein Blitz. Die Mütze! Du hast die Mütze von Iljin in der Eile erwischt und nun versucht der Kommandeur dir einen kleinen Streich zu spielen! Eine peinliche Situation!

Da kam ihm der rettende Gedanke. Iljin sprach doch sehr gut deutsch! Der Kommandeur wußte das. Und so gab Jürgen todernst zurück:

„Genosse Major, die Stabschef der Sowjetarmee verstehen serr gutt Deutsch!“

Die Situation war gerettet, aber seitdem hat sich Jürgen geschworen, schneller und besser Russisch zu lernen.

Harry Schäfer

In Gedanken

Unruhe ist in der neuen Siedlung. An diesem Sonntagmorgen sieht man merkwürdig oft Uniformierte an den Haustüren klingeln und dann eilen immer wieder Offiziere trotz des dienstfreien Tages in Richtung Dienststelle. Aber in einer Wohnung hat man davon noch nichts gemerkt. Die junge Frau ist glücklich, als die Familie gemeinsam am Mittagstisch sitzt. Schön ist die neue Wohnung mit dem Warmwasserspender und dem gekachelten Bad! Hier machte es Spaß zu wohnen. Aber dann kommt ihr wieder dieser ärgerliche Vorfall mit der Nachbarin in den Sinn. Das hätte ihr bald die Sonntagsstimmung verdorben. So ein Ekel! Zwar hat jene auch kleine Kinder und deshalb viel Wäsche, aber bisher benutzte sie nie sonntags vormittags den Boden. Und ausgerechnet heute hängt ihre Wäsche dort, wo ich sonst jeden Sonntag aufhänge! Und dann ihre spitzen Bemerkungen! Ein Wort gab das andere.

Das Sturmklingeln des Läufers reißt die junge Frau aus ihren Gedanken. Der Mann geht mit großen schnellen Schritten von zu Hause fort. Sie bleibt mit den Kindern allein. Wie lange würde der eigene Mann, würden sie alle unterwegs sein im Sturm, bei Matsch und Regen zu dieser großen Übung?

Und es ist doch Sonntag. Der Tag, auf den sie sich mit den Kindern immer am meisten freut,



Zeichnung: G. Langelotz

weil er oft, ein Tag mit dem Vater ist. Sehr allein kommt sie sich vor. Es bleiben lange Abende zum Grübeln.

Ob die Frau über ihr Ähnliches fühlt?

Die Männer haben gemeinsam eine schwere Aufgabe vor sich, müssen zusammenarbeiten und sind aufeinander angewiesen. Sind die Frauen es nicht auch? Sicher, die Übung wird in ein paar Tagen vorüber sein, aber in einer ernstesten Situation? Kann man Monate im Haus nebeneinanderher leben?

Es ist dunkel geworden. Die Kinder liegen im Bett. Sinnend steht die junge Frau am Fenster, gegen das noch immer der Regen trommelt. Sonst haben sie manchmal abends, wenn die Männer noch Dienst hatten, zusammengesessen. Aber damit ist es nun vorbei. Nach dem Auftritt heute!

Aber die Männer sind jetzt zusammen. Und ich? Und sie?

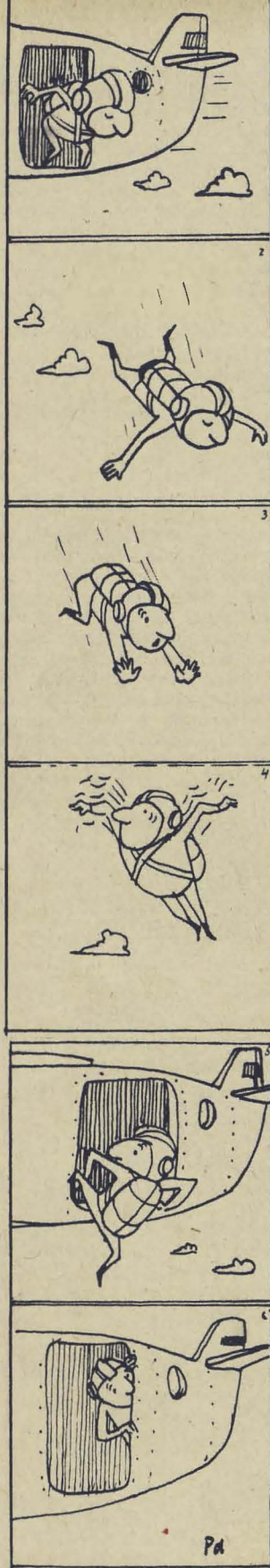
Energisch dreht sich die junge Frau vom Fenster weg, nimmt die Schürze ab, streicht das Haar glatt. Sie wird zur Nachbarin gehen. Wegen so einer lächerlichen Kleinigkeit kann man sich doch nicht ewig schneiden? Sie geht in den Korridor und zieht die Strickjacke an. Plötzlich schreckt sie zusammen. Es hat an der Korridortür geklopft. Man klingelt abends in diesem Hause nicht mehr, wegen der Kinder. Die junge Frau öffnet die Tür. Zwei Frauen stehen sich gegenüber. Schauen sich an. Entschuldigen Sie... sagt die eine. Ach, ist doch längst erledigt, sagt die andere. Lächeln. „Kommen Sie, Anni. Ich habe einen guten Kaffee gekocht...“

Adelheid Fritz

Der Irrtum des Wachtmeisters Müller II

Tiefziehende Wolken verdecken die bleiche Scheibe des Mondes, und gleichmäßig fällt ein Nieselregen auf die im Laternenlicht spiegelnde Straße. Wachtmeister Müller II fröstelt und schreitet schärfer aus. In dreißig Minuten ist die Ablösung fällig. Er ist neu im Straßendienst. Nichts, gar nichts passierte bisher auf seinen Routen. An sich ist das ja nur zu begrüßen, aber... Die alten Füchse, vor allem der Egon mit seinem mitleidigen Lächeln, die sollten mal sehen, zu was ein Neuer fähig ist! Nanu? Da steht doch einer in der Haustür. Was macht der hier und jetzt um 1 Uhr morgens?! Ruhigen Schrittes geht Müller weiter, überquert die Straße, passiert die Eisenbahnbrücke

Zeichnungen: Peter Pensola



und wirft im Schutze des Brückenschattens noch mal einen Blick zurück. Der Unbekannte ist ihm gefolgt! Mit langsamen Schritten kommt er zur Brücke, schaut in Richtung Stadt, eilt mit hastigen Schritten zur Fahrbahnmitte, immer noch zur Stadt hinguckend, und schlenkert dann wieder zu seinem früheren Standort Haustür. Im Schutze des mächtigen Pfeilers, der den Gittern den nötigen Halt gibt, beobachtet Müller den Unbekannten weiter. Jener bewegt sich wieder auf die Brücke zu, bleibt an einem anderen Pfeiler stehen, schaut rechts — links, stößt sich plötzlich ab und geht wieder zurück. Dort am Eckladen, vor dem Zigarettenautomaten bleibt er stehen, zündet ein Streichholz an, tritt dichter an den Automaten. Wachtmeister Müller will sich gerade in Bewegung setzen, um den Automatenknacker auf frischer Tat zu stellen. Doch da wendet sich dieser schon wieder ab, ohne den Kasten berührt zu haben. Und wieder steht der Fremde auf der Straßenmitte und schaut angestrengt die Straße hinunter, die zur Stadt führt. Erwartet er etwa Helfershelfer? — Und was hat er immer wieder am Brückenpfeiler verloren? Jetzt schlenkert er wieder zu dieser Haustür. Um näher an den Verdächtigen heranzukommen, macht Müller einen Bogen, läuft unter der Bahnhofsbücke hindurch. Hinter dem letzten Strauch der Anlage, die die Straße begrenzt, verharrt er. Die Pistolentasche griffgerecht hingerückt, Knebelkette ist auch bereit, doch wo ist jetzt der Bursche? Aaaha — schon wieder an der Brücke. Und da! ... Der hat ja ein Paket unter dem Arm, darum vorhin am Automaten die

eckigen Bewegungen. Sprengstoff? Will der etwa die Brücke hochjagen? Mein lieber Mann, das ist ja starker Tobak. Jener steht jetzt an der Sperrkette auf dem Radfahrweg und schaut einmal in Richtung Neustadt und einmal in Richtung Stadt. Er will sich gewiß vergewissern, ob die Luft rein ist, und dann ... Na, warte, Bürschen! Da tritt aus dem Schatten der Brücke Müllers Ablösung, Oberwachtmeister Egon Wunderling, hervor. Federnd stößt Müller sich vom Boden ab. Nun haben wir ihn in der Zange! Doch was ist denn das? Egon reicht dem Manne die Hand. Wortgemurmel dringt zu Müller, der langsam auf die zwei zugeht, und jetzt von seinem Kameraden entdeckt wird. Egon klopft dem Fremden freundschaftlich auf die Schulter und ruft: „Na, Müllerchen, bin ich nicht pünktlich? Ein Uhr fünf- und zwanzig! Ja, mein Lieber, Dienst ist Dienst.“ Müller hat sich wieder gefaßt. „Was ist denn der da drüben für ein Nachtschwärmer?“ fragt er. „Das ist der beste Ehemann, den ich kenne. seine Frau arbeitet bei den MVB.*) Alle drei Wochen, wenn sie Spätdienst hat, kannst du ihn hier stehen sehen. Heute hat er nicht mal den Regenmantel fürs Frauchen vergessen!“

Wachtmeister Robert Hedderich

Pausengespräche

Ein Blumenstrauß

*Ein LKW der Volksarmee
fährt durch die große Stadt,
die viele neue Häuser und
viel frohe Menschen hat.*

*Ein Nelkenstrauß
aus einem Haus
fällt neben ein Gewehr.
Und Hände winken ungestüm
dem Wagen hinterher.*

*Durch Staub und Luft
schwebt Blütenduft.
Man teilt die bunte Pracht.
Und jeder hat ein Stengelchen
am Koppel festgemacht.*

*Vom LKW der Volksarmee
erklingen frohe Lieder.
Die Blume weckt Erinnerung
und Hände winken wieder.*

Stabsmatrose d. R. Karl Artelt

„Na, Genosse, was wurde denn gestern im Theater gespielt?“

„Frau Luna, Genosse Leutnant.“

„Wie war es denn?“

„Och, ganz gut ... aber ein Bockbier gab's in der Kantine!“

„Die Festspiele sollen ja ganz groß gewesen sein.“

„Das stimmt! Es waren unwahrscheinlich viel Laiendarsteller in dem Störtebecker-Stück nötig. Ich hatte auch eine Rolle, nämlich die eines Seeräubers.“

„Hattest Du auch eine Seeräuberjenny?“

„Nein, ich hatte so einen alten Sack an!“

„Mein Gruppenführer ist eine Niete!“

„Wieso?“

„Im vorigen Jahr beim Infanterie-Gefechtschießen hat er vorbeigeschossen! Ich habe getroffen.“

„Und in diesem Jahr?“

„War es umgekehrt. Da hatte ich Pech.“

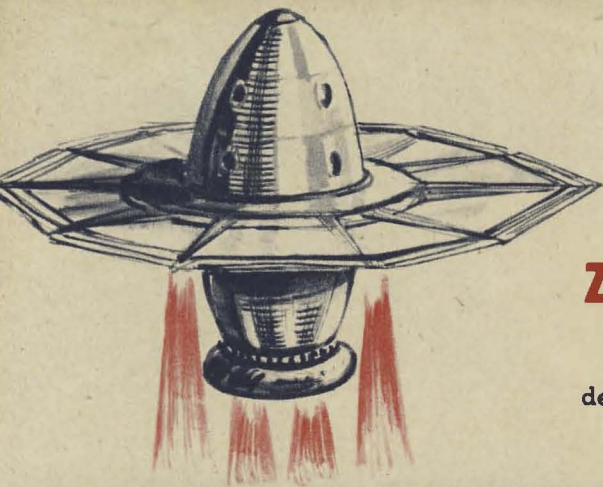
„Und Dein Gruppenführer?“

„Der hat eben Glück gehabt!“

Wachtmeister Dietrich Kazmierzak

*) Magdeburger Verkehrsbetriebe





Vom „Elektronen-Weltraumschiff“ zum Plasmatriebwerk

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident
der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Es war im Jahre 1928, als der Österreicher Franz Abdon von Ulinski mit bemerkenswerten Plänen für ein „Elektronen-Weltraumschiff“ an die Öffentlichkeit trat. Mit den Grundgedanken dazu hatte er sich schon seit etwa 1913 beschäftigt. Dabei war er, ebenso wie einige andere Pioniere des Raumfahrtgedankens, von der Frage ausgegangen, ob es außer dem klassischen Prinzip des Rückstoßantriebs durch chemische Raketen nicht noch weitere Verfahren geben könnte, die als Antriebe für Raumfahrzeuge geeignet wären. So wie er waren der russische Gelehrte und „Vater der Raumfahrt“, K. E. Ziolkowski, der deutsche Wissenschaftler H. Oberth und in gewisser Hinsicht auch Ulinskis Landsmann F. v. Hoefft zu der Überzeugung gelangt, daß für große bemannte Raumfahrzeuge der enorme Aufwand an chemischen Treibstoffen stets zu außerordentlichen technischen Schwierigkeiten beim Bau der Trägerraketen führt. Das Verhältnis von Treibstoff zu Nutzmasse erreicht dabei leicht 500 : 1 und noch mehr. So suchte man schon damals nach Auswegen, um ganz oder wenigstens teilweise diese Nachteile des Prinzips der chemischen Raketenantriebe zu umgehen. Die Überlegungen gingen im wesentlichen dahin, gewisse physikalische Effekte auszunutzen, um sehr schnell fliegende Teilchen zu erzeugen, die gerichtet ausgestoßen werden und so einen schubliefernden Antriebsstrahl bilden. Als für die damalige Zeit einzige erkennbare Möglichkeit Teilchenströme mit sehr hoher Geschwindigkeit zu erzeugen, kam man auf das Prinzip der Beschleunigung elektrisch geladener Partikel (Elektronen, Ionen) in elektrischen Feldern, so wie es gerade von den ersten Katodenstrahlröhren her bekannt geworden war.

Als Beispiel für die ersten Überlegungen zur Entwicklung „elektrischer Triebwerke“, wie diese Anlagen seither genannt werden, kann die Vorstellung Ulinskis von seinem „Elektronen-Weltraumschiff“ (siehe Zeichnung) dienen. Einer der deutschen Raketen- und Raumfahrtspioniere der

zwanziger Jahre, Max Valier, stellte sie folgendermaßen dar:

„Eine ringförmige, um den ganzen Raumschiffkörper herum angeordnete Segment-Flächenkonstruktion aus Thermoelementen hat den Zweck, die Sonnenstrahlung aufzufangen und in elektrische Energie umzuwandeln. Die so gewonnene Elektroenergie wird dann benutzt, um den Antrieb des Raumschiffes zu bewirken. Beim Flug im annähernden Vakuum des Weltraums gleicht die Antriebsform ganz einer ins Freie hinausbrennenden Rakete, bloß daß nicht die Verbrennungsgase einer chemischen Reaktion ausgestoßen werden, sondern Elektronen, die durch elektrische Energie aus geeigneten Kathoden mit ungeheurer Geschwindigkeit ausgeschleudert werden. Die von Ulinski als Ejektoren bezeichneten Elektronen-Ausstoßgeräte denkt er sich als einseitig offene Kathodenröhren ausgebildet. Für den Antrieb errechnete er eine Beschleunigungsspannung von 250 000 V.“ So weit also die Idee Franz Abdon von Ulinskis. Doch erst über zwanzig Jahre später waren Forschung und Entwicklung weit genug gediehen, um wirklich ernsthafte Ansätze zu bieten, elektrische Triebwerke zu schaffen. Fast vierzig Jahre mußten aber vergehen, ehe die Meldung darüber erschien, daß zum erstenmal eine spezielle Variante elektrischer Antriebe in einem Raumflugkörper praktisch erprobt wurde. In einer fast unscheinbar wirkenden Nachricht wiesen die sowjetischen Raumfahrtsspezialisten am 19. Dezember 1964 darauf hin, daß zur Lagesteuerung ihrer zum Mars gestarteten „Sonde 2“ erstmalig „Plasma-Triebwerke“ verwendet wurden. Für die Fachwelt kam diese Meldung einer echten Sensation gleich. Allerdings hat das Funktionsprinzip dieser Untergruppe der elektrischen Triebwerke nichts mehr mit den Ulinskischen Gedanken zu tun, denn ihm liegen physikalische Effekte zu Grunde, die damals noch weitestgehend unbekannt waren.

In einem Plasma-Triebwerk wird durch eine

elektrische Entladung (Lichtbogen oder Funken) ein als „Stützmasse“ mitgeführter Stoff (Wasserstoff oder wasserstoffreiche Verbindungen) in ein Gemisch aus elektrisch geladenen Atomen (Ionen), Elektronen und neutralen Atomen verwandelt. Ein derartiges, nach außen elektrisch neutral wirkendes Teilchengemisch wird als „Plasma“ bezeichnet. Seine Temperatur liegt zum Teil beträchtlich über denen, die mit chemischen Verbrennungsreaktionen (maximal etwa 3500 bis 4000 °C) erzeugt werden können.

In der Untergruppe der „elektrothermischen“ Plasma-Triebwerke wird das Plasma dadurch gewonnen, daß man die in eine Brennkammer transportierte Stützmasse durch einen Lichtbogen führt (daher auch die Bezeichnung „Lichtbogen“-Triebwerke) und anschließend durch eine normale Expansionsdüse ausströmen läßt. Theoretisch können auf diesem Wege Ausströmgeschwindigkeiten bis zu 30 000 m/s erzielt werden, praktisch jedoch wahrscheinlich kaum mehr als etwa 15 000 m/s. Bei chemischen Triebwerken beträgt die Ausströmgeschwindigkeit maximal etwa 4000 bis 4500 m/s.

In den erst in jüngster Zeit realisierbar gewordenen „magnetogasdynamischen“ oder „elektromagnetischen“ Plasmatriebwerken erzeugt man das Plasma unter gleichzeitiger Einwirkung einer Funkenentladung und eines Magnetfeldes. Das Magnetfeld sorgt dafür, daß das entstandene Plasma durch eine magnetische „Stoßwelle“ auf sehr hohe Geschwindigkeit gebracht wird. Nach diesem Verfahren kann man Ausströmgeschwindigkeiten von 100 000 bis 200 000 m/s erreichen. Abgerundet wird der Komplex der elektrischen Antriebe durch die nicht zu den Plasma-Triebwerken zählende Untergruppe der „elektrostatischen“ Triebwerke, die annähernd so funktionieren, wie sich Ulinski und seine Kollegen dies gedacht hatten. An Stelle der elektrisch negativen Elektronen werden positive Ionen durch eine Kette von elektrostatischen Feldern („Linearbeschleuniger“) auf Geschwindigkeiten von etwa 100 000 m/s und darüber gebracht. Der Teilchenstrom in diesen „Ionen“-Triebwerken hat keine nennenswerte Temperatur, muß aber nach Austritt aus dem Beschleuniger durch Hinzumischen von Elektronen

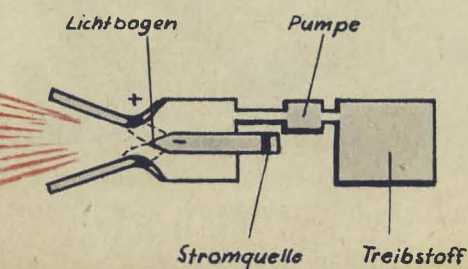
elektrisch neutral gemacht werden, da sonst das einseitige Ladungsabstoßen sehr bald zu Gegenwirkungen führt, die eine weitere Funktion des Triebwerks unmöglich machen.

Allen elektrischen Triebwerken sind mehrere prinzipielle Dinge gemeinsam. Zunächst benötigt man für ihren Betrieb eine Primärenergiequelle, welche die notwendige elektrische Energie liefert. Dazu kann man, wie es schon Ulinski voraussah, entweder die Energie der Sonnenstrahlung über geeignete Wandler direkt in Elektroenergie umsetzen oder einen Spiegelspiegel mit Verdampfer und Turbogeneratorkreislauf verwenden. Weiterhin können aber auch Kleinreaktoren, Atombatterien oder sogenannte „Brennstoffzellen“ eingesetzt werden. Alle diese Triebwerkssysteme haben aus Gründen, auf die wir hier nicht näher eingehen können, gegenüber den chemischen Triebwerken nur einen sehr niedrigen Durchsatz an Antriebsstrahlmasse. Dadurch bleibt trotz der sehr hohen Ausströmgeschwindigkeiten der wirksame Schub so gering, daß derartige Antriebssysteme als Starttriebwerke für Trägerraketen völlig ungeeignet sind. Sie können also erst in Betrieb genommen werden, wenn man damit ausgerüstete Raumflugkörper zuvor durch chemische Triebwerke auf eine Astronautische Freiflugbahn gebracht hat. Dann aber kommt ihre wichtigste gemeinsame Eigenschaft voll zur Wirkung. Bei günstigen Wirkungsgraden und sehr geringem Treibstoffverbrauch lassen sich mit ihnen nämlich sehr lange Betriebszeiten erreichen.

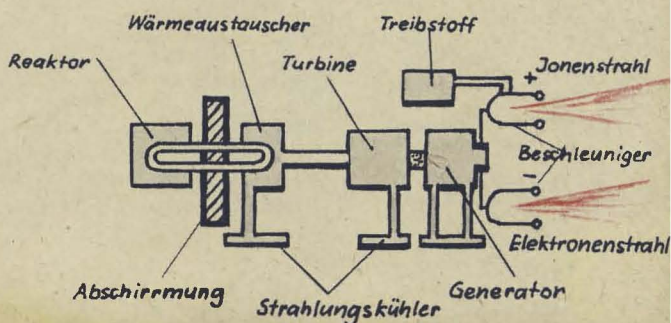
Mit einem solchen Dauerantrieb können dann, trotz der an sich geringen Schubbeschleunigung, ganz ungewöhnliche Flugmechanische Effekte erzielt werden. Beispielsweise lassen sich sehr massereiche Raumflugkörper mit geringem Treibstoffaufwand aus erdnahen Umlaufbahnen auf höher liegende Bahnen (z. B. Synchronbahnen) oder sogar bis zum Mond befördern. Die Übergangszeiten werden dabei allerdings wesentlich größer als bei den klassischen Freiflugbahnen mit kurzzeitiger hoher Schubbeschleunigung durch chemische Antriebssysteme. Für Flüge zu anderen Planeten verschiebt sich dieses Verhältnis dann jedoch ganz entscheidend zu Gunsten der elektrischen Antriebe.

Zeichnungen: Hans Råde

Lichtbogenantrieb



Ionenantrieb



PORTSAD

war ihre Feierprobe

VON OLDŘICH ROS

„Liebe AR! Kannst Du nicht einmal Angaben über die Armee der VAR veröffentlichen?“ schrieb uns Frank Küchler aus Gera. Viele Briefe dieses Inhalts flatterten seit dem Besuch Walter Ulbrichts in der Republik am Nil in die Redaktion. Heute sollen sie Antwort finden.

Die Entwicklungsgeschichte moderner bewaffneter Streitkräfte in der Vereinigten Arabischen Republik begann eigentlich erst im Jahre 1955. Ihr Ausgangspunkt war das verständliche Bemühen der Regierung Nasser, die Republik vor ihrem aggressiven Nachbarn Israel und dessen westlichen Verbündeten militärisch zu sichern. Wie recht sie damit hatte, erwies sich ein Jahr später.

In der Nacht vom 29. zum 30. Oktober 1956 überschritten israelische Truppen die Staatsgrenze und griffen ägyptische Einheiten auf der Sinaihalbinsel an. Noch am gleichen Tage stellten die Regierungen Groß-



britanniens und Frankreichs Ägypten ein Ultimatum, „im Interesse des Schutzes einer freien Schifffahrt durch den Suezkanal, die durch die israelisch-ägyptische kriegerische Auseinandersetzung gefährdet ist“, die Schlüsselstellungen in Suez, Port Said und Ismailia ihren Truppen zu übergeben. Als die Regierung Nasser diese freche Forderung ablehnte, gingen die englisch-französischen Truppen zur offenen Aggression über.

Eingeleitet wurde sie durch ein viertägiges Bombardement dicht besiedelter Städte, wo zahlenmäßig geringe und mit der Kampftechnik bisher wenig vertraute Bedienungen der Flak-Batterien gemeinsam mit einer Handvoll Jagdflieger einer vielfachen Übermacht der Luftpiraten trotzten. Am Montag, dem 5. November um 7.30 Uhr begann im Raum Port Said von See her und aus der Luft die Invasion britisch-französischer Truppen. Die Angreifer stießen jedoch auf unerwartet heftigen und wirkungsvollen Widerstand seitens der Armeeeinheiten und auch der Bevölkerung, an die Schützenwaffen ausgegeben worden war. Und trotz der materiellen sowie zahlenmäßigen Überlegenheit der imperialistischen Aggressoren endete der Kampf am 6. November 1956 um Mitternacht mit einem Sieg des ägyptischen Volkes. Der anfängliche Vormarsch der israelischen Truppen wurde durch Einheiten der regulären Armee zum Stehen gebracht.

Und die englisch-französische Interventionsarmee sah sich schließlich gezwungen, dem Verteidigungswillen des ägyptischen Volkes, der Kritik der internationalen öffentlichen Meinung und nicht zuletzt der entschlossenen Haltung des Sowjetlandes sowie der übrigen sozialistischen Länder Rechnung zu tragen, die militärischen Aktionen einzustellen und dorthin zu verschwinden, woher sie gekommen war.

Die zwar kurze aber schwere Feuer-taufe beschleunigte die Entwicklung der VAR-Streitkräfte ebenso wie den Verlauf der antiimperialistischen Revolution, wobei das sozialistische Lager weitgehende Unterstützung gewährte. Schon vor der Suez-Aggression hatte sich die Regierung Nasser mit der Bitte um militärische Hilfeleistung an die sozialistischen Länder gewandt. Sie war in ihren Erwartungen nicht enttäuscht worden. Die Sowjetunion lieferte gemeinsam mit der Tschechoslowakei schon im Jahre 1955



Kaum vom Hintergrund zu unterscheiden sind die ägyptischen Soldaten in ihren dem Gelände angepassten Kampfpanzügen. Dahinter: Moderne sowjetische Luftabwehrraketen.

Im Marschband der am „Tag des Sieges“ (23. 12.) 1964 an der Ehrentribüne in Port Said vorbeidefilierenden Truppenteile machten die (auch unseren Soldaten vertrauten) Zwillinge-Fla-SFL ebenfalls „eine gute Figur“.

ohne irgendwelche Bedingungen die ersten modernen Ausrüstungen und stellten die Ausbildung von Spezialisten sicher, die zu deren Bedienung erforderlich waren.

Wie sieht die Armee der Vereinigten Arabischen Republik heute aus? Ihr genaues Bild läßt sich selbstverständlich nicht wiedergeben. Bei sämtlichen Armeen der Welt gibt es militärische Geheimnisse, die wie eine unüberwindliche Barriere auch vor der Nase des fürwitzigsten Journalisten stehen.

Aus diesem Grunde müssen wir uns mit dem begnügen, was uns veröffentlichte Angaben in der ägyptischen Presse, in der Presse der anderen arabischen Staaten und in militärischen Fachzeitschriften sagen. Danach ist auch weiterhin die militärische Hilfe aus den sozialistischen Ländern die Hauptquelle für die moderne Ausrüstung aller Waffengattungen der Streitkräfte. Es muß dazu gesagt werden, wie auch Präsident Nasser mehrfach betonte, daß die VAR diese Ausrüstungen nicht umsonst erhält. Sie kauft sie allerdings zu günstigen Bedingungen ein. Günstig in dem Sinne, daß die VAR ihren Zahlungsverpflichtungen in eigener Währung nachkommen kann – also durch die Lieferung eigener Waren – und langfristige Kredite bei niedrigen Zinssätzen erhält. Im Gegensatz zum Westen versuchten die sozialistischen Länder auch nie, ihre Militärhilfe zu irgendeinem Druck auf die VAR zu mißbrauchen.

Nun einige Angaben zu den Streitkräften selbst. Sie ergänzen sich laufend durch die Einberufung Wehrpflichtiger. Nach Beendigung des aktiven Dienstes nehmen die Reservisten neun Jahre hindurch an einer periodischen Ausbildung in besonderen Reserveeinheiten teil, die die stehende Armee ergänzen. Jugendliche, die das Wehrdienstalter noch nicht erreicht haben, bereiten sich freiwillig in Sportorganisationen und in den Organisationen der „Militärischen Jugend“ auf den Wehrdienst vor. Dort erhalten auch Mädchen (ebenfalls freiwillig) eine Ausbildung als Krankenschwestern und Verwaltungskräfte für die Stäbe. Bei der Gesamt- einwohnerzahl von 26 Millionen zählt gegenwärtig die Armee der VAR etwa 130 000 aktive Soldaten. Dazu kommen noch die Einheiten der Nationalgarde mit einer Stärke von etwa 50 000 Mann.

In den Landstreitkräften dienen die meisten Soldaten, von denen ein Teil zur Verteidigung der Jemenitischen Arabischen Republik gegen die Banden des ehemaligen jemenitischen Herrschers Al-Badra eingesetzt sind, der von den Engländern unterstützt wird. Außer anderen, kleineren Einheiten und Formationen für die rückwärtigen Dienste bestehen die Landstreitkräfte aus mehreren Schützendivisionen (darunter mechanisierte), Panzerdivisionen und einer sogenannten Kommandodivision.

Die Anzahl der gepanzerten Fahrzeuge beträgt über 1000 Maschinen verschiedener Typen; davon sind etwa die Hälfte Panzer (T 34, T 54, IS 3) und die restlichen Schützenpanzerwagen.

Die Artillerie ist mit Geschützen verschiedener Typen und Kaliber, einschließlich Raketenwerfern, ausgerüstet. Der Transportpark umfaßt etwa 10 000 Lastwagen, Spezialfahrzeuge und geländegängige Personenkraftwagen. Im Hinblick auf westdeutsche und andere westliche Lieferungen schwerer Waffen an Israel in den letzten Monaten soll durch Neuankäufe in naher Zukunft der Stand der Panzerkampfmittel weiter modernisiert und zahlenmäßig verdoppelt werden.

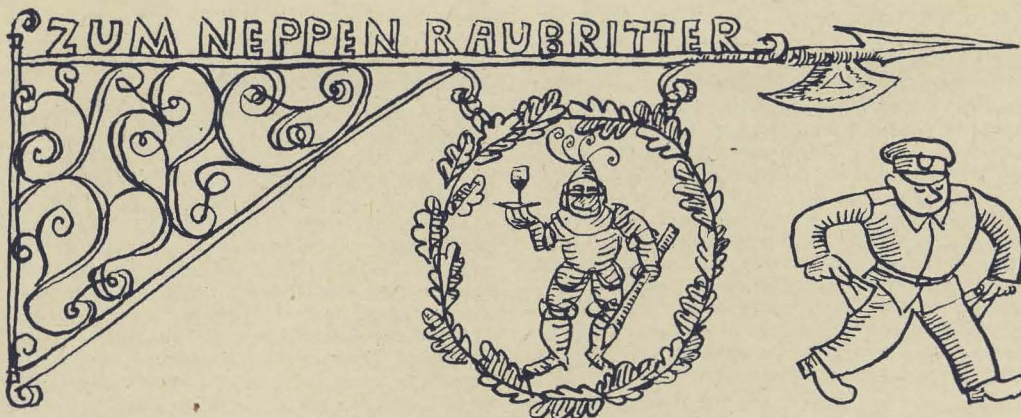
Präsident Nasser sagte in einem Gespräch mit Redakteuren des Hamburger Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“ vor kurzem darüber: „... Wir haben vor einigen Monaten erfahren, daß Westdeutschland auch Panzer lieferte (an Israel O. R.) und auch den neuen Panzer ‚Leopard‘ zu liefern gedenkt. Wir waren sehr überrascht. Stellen Sie sich vor, zweihundert Panzer! Und ich muß jetzt anderswo soviel Panzer kaufen, wie Sie Israel geschenkt haben.“

Die ägyptische Armee verfügt auch schon über sehr wirksame Luftstreitkräfte und moderne Luftabwehrmittel. Bei diesen Waffengattungen dienen gut ausgebildete Spezialisten. Sie sind mit modernen sowjetischen Waffen ausgerüstet. Die Bomberflotte verfügt über schwere Langstreckenbomber vom Typ TU-16 und über leichte Bombenflugzeuge vom Typ IL-28. Außerdem besitzen die Luftstreitkräfte und die Luftabwehr Jagd-, Kampf- und Aufklärungsgeschwader. Insgesamt sind das einige hundert Maschinen verschiedener Typen (MiG 17, 19, 21), einschließlich Hubschrauber und Schulflugzeuge. Der Transportpark umfaßt mehrere Transportgeschwader. Einige Geschwader MiG 21 sind mit Lenkraketen vom Typ Luft-Luft ausgerüstet.

Die Luftwaffenbasen sowie die Einheiten der Flugsicherung und der Luftaufklärung wurden erheblich modernisiert und erhielten neuzeitliche Elektronengeräte. Zur Verteidigung der Hauptstadt, der Hafenanlagen und anderer wichtiger Objekte sind die Luftabwehrtruppen außer mit der klassischen Rohrartillerie mit Lenkraketen Boden-Luft ausgerüstet.

Natürlich bezog man auch die Kriegsmarine in die Modernisierung ein. Ihre veralteten Zerstörer britischen Ursprungs wurden durch einige sowjetische Zerstörer der „Skori“-Klasse ersetzt, die zusammen mit den Unterseebooten sowjetischer Produktion die Hauptschlagkraft der Kriegsflotte darstellen. Dieser stehen unter anderem noch Begleitschutzboote (700–1700 t), Minenräumboote, U-Bootjäger und Schnellboote zur Verfügung. Darunter auch Patrouillenboote mit 75 t Wasserverdrängung, die mit Lenkraketen vom Typ Schiff-Schiff bestückt sind.

Die verhältnismäßig kurze Entwicklungsgeschichte der Streitkräfte in der VAR bietet ein anschauliches Bild des Verteidigungswillens und der Verteidigungskraft eines konsequent antiimperialistisch handelnden Volkes. Zugleich zeichnet sich in ihr übersehbar die niemals schwankende Solidarität der sozialistischen Staaten ab, der natürlichen Bundesgenossen aller für ihre Freiheit kämpfenden Völker.



Raubritter oder nahe Verwandte

„Ich muß unter die Raubritter gefallen sein!“ stöhnt Soldat Manfred Sch., als er gerade einen Rest seines Wehrsoldes sucht. Mit 80 Mark, auch wenn sie jetzt 80 Mark der Deutschen Notenbank genannt werden, kann man natürlich keine großen Sprünge machen. Offensichtlich aber haben sich Manfred Sch. und die Genossen seiner Stube beim gestrigen Beisammensein in der NVA-Gaststätte des Objektes am Treptower Park im Galopp um die schmutzigen Tische bewegt. Das ganze Geld muß herausgefallen sein – so groß jedenfalls ist das gähnende Loch im Portemonnaie. Oder ist der Soldat Sch. tatsächlich unter die Raubritter geraten? Wenn hier ein kleiner Rückblick gestattet ist – die Raubritter damals kannten selbstverständlich überhaupt kein Pardon. Sie zogen die Leute bis auf das Hemd aus. Und wenn unser Soldat glaubt, daß ihm von HO und Konsum als Gaststättenpächter auch noch das Hemd ausgezogen wird, weil er ziemlich blank dasteht nach ein paar Besuchen in diesen Gaststätten, dann ist daran nicht nur ein Körnchen Wahrheit. Den Soldaten wird mehr Geld als erlaubt aus der Tasche gezogen.

Die Raubritter hatten übrigens meist die Reichen am Wickel! Also auch hier ein bedeutender Unterschied. Noch einer ist die Wahl der Waffen. Die Raubritter kämpften mit spitzen Schwertern und Lanzen – die Wirte und Ober streiten lediglich mit spitzen Bleistiften. Die Vermutung Manfred Sch.'s ist also keineswegs stichhaltig. Wo haben denn die Gastronomen schöne saubere und glänzende Rüstungen? In

Im Auftrage der „Armee-Rundschau“
und gemeinsam mit der ABI
gesucht und gefunden
durch Bernd Bretschneider (Reserve!)



den Raubritterburgen ging es nebenbeibemerkt sehr reinlich zu. Die Dielen waren ordentlich mit weißem Sand bestreut. Heute liegt in einigen NVA-Objekten, wie zum Beispiel in der Berliner Geschwister-Scholl-Straße oder in Treptow oder in Rummelsburg, der Fußboden in Staub und Asche. Na, damals hatten die Raubritter ja auch jede Menge Raumpflegerinnen zur Hand, die zu allem Überfluß sogar noch Putzfrauen genannt werden durften. Die Herren Ritter konnten sich eben alles erlauben. Ebenfalls im Gesang machte sich die Zeit bemerkbar. Die Unterschiede, auf die immer wieder hingewiesen werden muß: In den Burgen erklang früher zarter Harfenklang fürs Gemüt; in den bewußten Gaststätten stattdessen brüllendes Schlagerjaule gegen die Nerven.

Stellen wir trotzdem fest: Vergleiche hinken. Schnell noch einen Beweis dafür. Betrachten wir die Preisstufen. Die Kellermeister in den Raubritterburgen führten edle Getränke zu gleichen Preisen. Das war praktisch Ehrensache

nen Volksarmee auf. Etwas paradox, nicht wahr! Der Sozialismus der HO-G Lichtenberg/Friedrichshain sieht beispielsweise im NVA-Objekt Rummelsburg so aus:

Eine einzige Serviererin berennt 150 Soldaten, um nicht zu sagen betreut 150 Soldaten. Verständlich, daß der Gefreite Hans F., Unteroffizier Gerd J., Unteroffizier Lothar H. ihr Bierchen lieber „draußen“ trinken. Man wartet draußen auch lange, aber nur halb so lange wie in der eigenen – Verzeihung – Kneipe. Sie ist zwar mehr oder weniger sauber, dafür ungemütlich und laut. Der Wirt wünschte sich sehnlichst eine Putzfrau herbei – und wenn es eine aus der Zeit der Raubritter wäre! Besser eine alte, als selber alles machen müssen. Kaffeepreise allerdings werden wirklich lieber selber gemacht. Statt 1 Mark 50 für einen Kaffee schwarz schreibt die Serviererin der HO-G Lichtenberg 1,58 gut. Gut für den Finanzplan der HO, zumal zusätzlich das Einsatzgewicht des Kaffees nicht stimmt.



zu jener Zeit – wenn mal ein armer Edelwanderer des Weges kam. Zu unserer Zeit gehört es zum guten Ton, recht unterschiedlich zu wirtschaften. Einer hat Preisstufe II (wohl für Soldaten mit etwas Taschengeld von zu Hause), ein anderer – welch Wunder! – Preisstufe I. Der eine gehört zum Konsum, der andere zur HO. Der macht Geschäft mit Fischkonserven zu 1 Mark 33, der andere (hier die Geschwister-Scholl-Straße) zu 1 Mark 80 für die gleiche Büchse. (Das ist Gaststättenpreis, wird erklärt.) Es ist eben keine Einigkeit unter den Menschen, und da haben wir wieder den vorhin schon angedeuteten Unterschied zwischen Raubrittern und den heutigen Gastronomen.

Aber nun soll weiter ernsthaft geprüft werden, wie recht unser Soldat Manfred Sch. hat oder, bitte sehr, wie unrecht.

Man wird allerdings das Gefühl nicht los, daß weniger auf den weniger großen Geldbeutel der Soldaten Rücksicht genommen wird als vielmehr auf den mehr Prämien versprechenden Umsatzplan. Konsum und HO bauen also ihren Sozialismus auf Kosten der Soldaten der Natio-

Unter dem Strich befinden sich die meisten Schnäpse und Biere. Unter dem Eichstrich. „Ich habe keine Zeit“, sagt Gaststättenleiter Rintsch. Wieder offenbart sich uns ein Unterschied zu den Raubrittern. Die hatten Zeit. Übrigens wünschen wir dem Kollegen Rintsch und uns, daß unsere Soldaten zu jeder Zeit Zeit für uns haben.

Wenig Zeit findet auch die Kellnerin in der Konsum-Gaststätte des NVA-Objektes Am Treptower Park, mal die Tische abzureißen und eher als in einer halben Stunde ein Bier zu bringen. Wem's nicht paßt, der setze sich an einen anderen Tisch, meint sie und säubert diesen natürlich ebenfalls nicht. Aus Gemeinheit. Wer meckert, kann lange auf ein freundliches Wort warten. Wer nicht meckert – auch. Sollte ein Soldat für ein Bier zu 49 Pfennig auf 50 Pfennig den Pfennig zurückverlangen, wartet er beim nächsten Mal bis in die Raubritterzeit oder Steinzeit – wie man will.

Wir wollen noch einen Augenblick in dieser verweilen. Bekanntlich aßen Ritter gern und viel, sie fraßen mehr und sofften, bis es ihnen oben



herauskam. Dann fraßen und saßen sie weiter. Das will Betriebsstättenleiter Kohn den Soldaten ersparen, und was das Saufen angeht, nimmt er ihnen gern etwas ab.

Nicht so gern beschäftigt man sich dagegen in der Küche dieser gastlichen Stätte. Ab nachmittags gibt's keine einzige warme Kartoffel mehr, noch einen Kotelettknochen, noch eine grüne Erbse. Nicht mal ein zu dünner Kaffee wird gebrüht. Dafür halten sich die Kellner schadlos an Bier. Pro Bier wenigstens mit einem Pfennig. An günstigen Tagen verkaufen sie 1200 Bier! In einem Gespräch mit den „verdienstvollen“ Gastronomen erfährt man:

„Bei den Soldaten will sowieso niemand arbeiten...“

„Mit den Soldaten ist das so eine Sache...“

„Hier macht man keinen Umsatz...“

„Vorige Woche haben die nur Brause trinken dürfen...“

Betriebsstättenleiter Kohn meint, daß man schon sehen werde, was man davon hat. „Die Kellner kündigen sofort.“ Daß die Soldaten und der Konsum auf solche Leute gern verzichten, dürfte trotz des Arbeitskräftemangels klar sein. Für Privatsozialismus hat nämlich niemand etwas übrig.

Bei einer überraschenden Nachkontrolle gleich am nächsten Tag wird festgestellt: Die Bier-

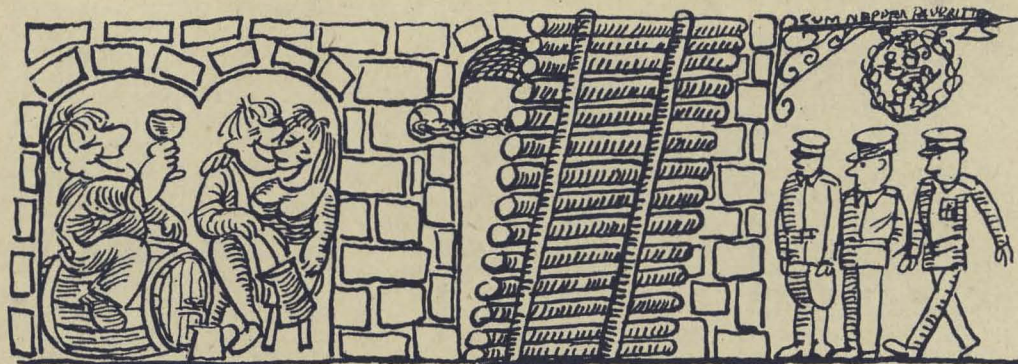
preise werden jetzt eingehalten, dafür sind die Gläser schlecht gefüllt. Das geprüfte Mittagsgeschicht hat einen ungerechtfertigt hohen Preis. Einmal falsche Preise kann man als Irrtum ansehen und die beteuerte Unschuld gelten lassen. Beim zweiten Mal wäre es Irrtum, falsche Preise als Irrtum zu betrachten. Die Unschuld ist etwas löchrig geworden.

Zur Abrundung des schiefen Bildes sei noch hinzugefügt, daß die hygienischen Verhältnisse in der Küche unter aller Sauberkeit sind. Das wird dem Konsum die Formulierungen für Versetzungsschreiben erleichtern.

Der eingangs erwähnte Soldat Manfred Sch. könnte mit vollem Recht behaupten: „Hier bin ich unter die Raubritter geraten!“ Oder zumindest unter nahe Verwandte dieser Herren.

Der letzte Besuch gilt der „Burg“ beziehungsweise der NVA-Gaststätte in der Geschwister-Scholl-Straße mit ihrem „Burgherrn“ Gaul. Man stolpert sogleich über den meist schmutzigen Burghof, sprich: Anmarsch- und Rückzugsweg zur und von der Kneipe. Worüber man noch stolpert sind Tischdecken, die es gar nicht erst gibt. Der Konsum als zuständiges Handelsunternehmen hat mehrfach Besserung gelobt, auch was das Angebot an Speisen und Getränken betrifft. Gebessert hat sich lediglich die Finanzlage des Konsums, der lange viel Geld sparte.

Illustrationen: Paul Klimpke



Unter anderem damit, daß die Eierpreise fürs Bauernfrühstück noch nicht geändert wurden, abgesehen davon, daß die Addition der Kalkulation für 10 Portionen Bauernfrühstück mit 17,48 MDN errechnet wurde, 16,48 MDN betragen sollte, tatsächlich aber 15,48 ausmachen darf — wenn das Bratkartoffelverhältnis stimmt. Es stimmt nicht! Ebenso wenig wie der Einsatz der vorgeschriebenen Zutaten. Wie sollte Kollege Gaul sonst seinen von Monat zu Monat heraufgesetzten Umsatzplan erfüllen, obwohl der Sold der Soldaten nicht heraufgesetzt wird? „Du mußt!“ sagte unlängst der Handelsbereichsleiter des Konsum — gleichzeitig Parteisekretär — zum Betriebsstättenleiter Gaul. Müssen eben die Soldaten zum Saufen angehalten werden. Wieder etwas paradox, nicht wahr, an denen zu verdienen, die nicht viel verdienen! Es wurde Zeit, die Zugbrücken zu einigen Festungen der Gastronomie mit Gewalt herabzulassen. Hoffen wir, daß andere freiwillig und ehrlich ein Stück Raubritterrüstung von selbst abschnallen, um den Aufmarsch von schwereren Geschützen zu vermeiden. Hoffen wir!

Ehe aber unser historischer Bericht über Raubritter und nahe Verwandte abgeschlossen wird, muß noch zum Ton ein Wort gesagt werden. Zu Zeiten der Raubritter herrschte ein recht rüder Ton unter Seinesgleichen, ein fieser Ton jedoch zum niederen Volk, dem Knecht oder der Magd. Das ging von wüsten Schimpfkanonaden und Ohrfeigen bis zu Stockschlägen auf die Fußsohlen. Hier haben wir wieder einen Unterschied zwischen den Raubrittern und deren nahen Verwandten. Geschlagen wird nicht. Der Ton macht heute die Musik. Wie man vielerorts mit unseren Soldaten spricht, spricht nicht für die Gastronomen, für die sowieso in unserm historischen Abriß wenig spricht. Glauben sie denn, Landsknechte vor sich zu haben? Da werden die Soldaten geduzt; da wird ihnen zu ver-

stehen gegeben, daß man die Nationale Volksarmee ja schließlich mit seinen Steuern bezahle und dafür was verlangen könne; zumindest habe der Soldat jede Laune und jedes ungezogene Wort der Gastronomen zu ertragen. Oder irgendwelche Dienste zu leisten. „Los, faß mit an, die Kiste in die Ecke stellen...“, „hol dir die Brause selber aus'm Keller, wenn du welche willst. Bei mir wird sonst Bier getrunken, du Milchreisbubi.“

Solch Ton ist bei einigen Gastronomen gang und gäbe. Man muß lange suchen, ehe man einen findet, der ihn nicht pflegt. Aber leider macht eine Schwalbe noch keine reine Freude, und ein naher Verwandter unserer Raubritter ist damit noch lange kein Heiliger.

Doch gerade auf den warten die Soldaten in Wilhelmshagen seit langem in ihrem „Treffpunkt“, der Gaststätte des Objekts. Es treffen sich nicht viele im „Treffpunkt“. Sie würden sich schon gern treffen. Aber meist kommen ein paar mehr zusammen und noch einige, und dann krümmt sich der Treff-Punkt zu einem Komma, hinter das man am besten ein Fragezeichen setzt!

Die Soldaten haben sich den Gaststättenraum selbst hergerichtet aus einem Stückchen Kinosaal. Niemand von außen hat geholfen, trotz vieler Bitten beim Rat des Stadtbezirks Köpenick oder beim Konsum. Und hier sollte das Fragezeichen gesetzt werden. Warum wird den Soldaten so wenig Unterstützung gegeben?

Es sollte sich niemand ausnehmen: Wir vergessen ab und an, was wir unseren Soldaten schuldig sind. Nicht nur 80 Mark! Etwas mehr Fürsorge und ein paar nette Worte gehören dazu. Und auf keinen Fall Betrug und Herzlosigkeit wie bei den Raubrittern früher.

Es bleibt zu hoffen, daß der Soldat Manfred Sch. bald nicht mehr zu fragen braucht: „Bin ich denn unter die Raubritter geraten?“

Die ABI meint dazu:

Stimmen Preis, Qualität und Menge der Speisen und Getränke? Vier Gaststätten in NVA-Objekten in der Hauptstadt durchleuchtete die Arbeiter- und -Bauern-Inspektion, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Die Ergebnisse rechtfertigen das, es gab viele Beanstandungen. Die Mitarbeiter der Abteilung Finanzen des Magistrats von Groß-Berlin und der Hygiene-Inspektion ließen sich kein X für ein U vormachen.

Die Speisen waren ordentlich zubereitet, doch nicht in jedem Fall lag die Rezeptur für die Einsatzmenge fest. Am Schanktisch „stimmte“ der

Inhalt der Biergläser, am Tisch haute es aber nicht mehr hin. Die Schaumkrone gehört zwar zum Bier, sie ist aber kein Füller, um auf Kosten der Käufer damit Geschäfte zu machen. Für Bohnenkaffee ist ein Einsatzgewicht von 6,5 g pro Tasse gesetzlich festgelegt. Bei der Kontrolle in der HO-Gaststätte der NVA im Objekt Rummelsburg ergab die Kontrolle 5,57 g. In einigen Fällen entsprach auch die Kalkulation der Speisen nicht den gesetzlichen Bestimmungen.

An Ort und Stelle wurde mit den Verantwortlichen ein ernstes Wort gesprochen. Das

Hauptreferat Preiskontrolle des Magistrats von Groß-Berlin wird weitere Veranlassungen treffen.

Die Stichproben der Arbeiter- und -Bauern-Inspektion waren deutliche Hinweise für die handelsleitenden Organe der HO und des Konsums, ihre Kontrollpflicht so auszuüben, daß in Zukunft keinerlei Beanstandungen erforderlich sind und eine einwandfreie Handelstätigkeit, Ordnung und Sauberkeit das Vertrauen der Käufer zum sozialistischen Handel rechtfertigen.

Willi Schmidt, Leiter der Bezirksinspektion



Liebe, Liebe Sonne



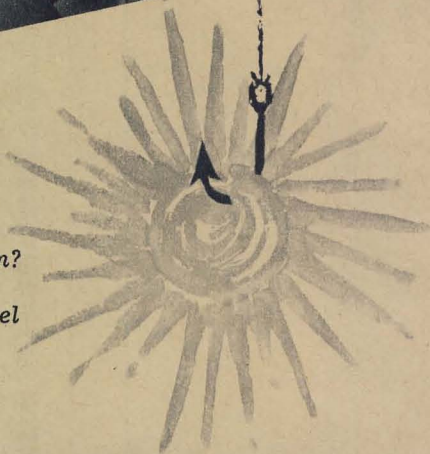
Ingrid ist hier
(sehr gefährlich!)
hübsch bekleidet,
aber spärlich.
Ottokar
(auf Fischfleischsuche)



steckt noch bis zum Hals
im Tuche,
das ihn wärmt
und sorglich schützt.
(Ingrid bräunt
und Otto schwitzt.)



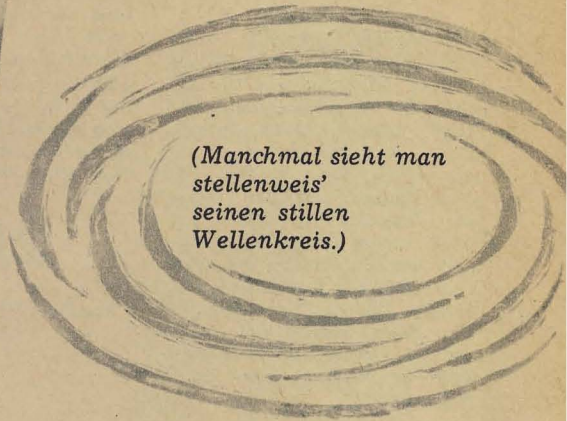
*Soll man denn
zu kleinen blassen
Hügeln
keine Sonne lassen?
Ottokar
hält sich aus Mangel*



*einer Antwort
an die Angel,
und er sinnt und sinnt
und sitzt.
(Ingrid bräunt
und Otto schwitzt.)*



*Ingrids Körper,
jung und fraulich,
schirmt sich jetzt
armeeundschaulich,
während Otto
die Gazette
gerne
weggeangelt hätte.
Otto, bleib'
'ne Sittenstütze!
(Laß sie bräunen,
Otto, schwitze!)*



(Manchmal sieht man
stellenweis'
seinen stillen
Wellenkreis.)

Helmut Stöhr



Ingrid
(seht nochmal die Waden!)
hatte was vom
Sonnenbaden.
Otto brachte
heute rein
nicht die kleinste
Beute ein,
sondern ist
von Fuß bis Kopf
schweißzerflossen —
tropf, tropf, tropf!
Und bald schwimmt er
irgendwo
als und zwischen
H₂O.



AR-COCKTAIL

EINFACHE FRAGE. Der Gruppenführer erklärt seinen jungen Soldaten das Verlassen der Sturmangangsstellung: „Das ist ganz einfach, Genossen. Zuerst laden Sie die Waffe, dann stecken Sie den Spaten vor der Brust ins Koppel. Und damit Sie beim Sturm schnell aufspringen können, ziehen Sie den rechten Schuh fest ans Gesäß. Haben Sie das verstanden?“ Ein Soldat meldet sich: „Genosse Unteroffizier, muß man dazu den rechten Schuh ausziehen?“



KYBERNETIK. Mit wortreichen Ausführungen und handfesten Argumenten hatte Major Zeth in der Ideologischen Kommission eine Lanze für die Kybernetik gebrochen. Tags darauf steht er allein im Vorzimmer seines Kommandeurs, als das Telefon klingelt. Der Kommandeur wird verlangt. Der Major will verbinden, aber dazu reichen seine „kybernetischen Kenntnisse“ nicht mehr aus. Kurzerhand geht er selbst ins Zimmer des Kommandeurs. „Gut, vermitteln Sie!“ ver-



langt der. — „Ich weiß aber nicht wie!“ — „Ich auch nicht. Ich komme selbst raus.“

HILFE. Soldat Pohl kann seine achtzig Mark Wehrrsold nicht richtig einteilen. So rät ihm Gefreiter Ohlmann, er solle doch seiner Freundin schreiben, daß sie sparen soll. „Hab' ich ja“, entgegnete Soldat Pohl. — „Na, und?“ — „Ich trinke jetzt nicht mehr, und das Rauchen habe ich mir auch abgewöhnt.“



Vignetten: Parschau



BESONDERES VORKOMMENIS. „Genosse Hauptmann, während meines Dienstes ein besonderes Vorkommnis!“ meldet eines Morgens der UvD seinem Batteriechef. Den Kommandeur schwant nichts Gutes. Sein Gesicht verfinstert sich. Blitzschnell durchfährt es ihn: Ausgangsüberschreitung? Wachvergehen? Oder gar eine unerlaubte Entfernung? „Was ist los gewesen?“ fragte er. Der UvD lächelt: „Kanonier Krüger ist heute nacht Vater geworden.“

Die Entscheidung (Kuba)



Santiago de Cuba feiert Karneval — welch ungewöhnliche, heiter akzentuierende Kulisse eines ebenfalls ungewöhnlichen aber tiefgreifenden dramatischen Konflikts. „Die Entscheidung“, führt uns zurück in die Jahre der Batista-Diktatur. Noch sind Fidel Castro und seine Getreuen nicht in die Berge der Sierra Maestra gezogen — doch unterschwellig sind alle Anzeichen der Revolution ablesbar: Die Arbeiter in den Betrieben sind nicht mehr bereit, unter menschenunwürdiger Ausbeutung zu frönen, in der Studentenschaft glimmt der Funke des Widerstandes ... Unsere beiden Haupthelden, der farbige Student Pablo, dessen Mutter und Bruder ihm unter Opfern das Studium erschufteten, und Maria, die weißhäutige Tochter eines begüterten Rechtsanwalts, wollen ihr kleines Glück, ihre private Liebe aus den großen Auseinandersetzungen heraushalten. Es muß ihnen mißlingen ... Denn wäre auch die Rassenschranke überbrückbar — Marias Schritt in die Welt der dunklen Hautfarbe würde den Ruf ihrer Familie untergraben — die Barriere der Klassen kann sie nicht überspringen. Der Weg aus der weißen Villa in das Hafenviertel ist zu weit, das Luxus gewohnte Geschöpfchen vermag kein Kämpfer zu werden. Und so stirbt im Trubel des Karnevals von Santiago de Cuba eine Liebe, sind Maria und Pablo sich ferner und fremder als je zuvor ...

In den Hauptrollen: Daisy Granados (u. B.) und Mario Limonta. Regie: José Massip. Ruth Pergen



Alexander Bek: General Panfilows Reserve

Der Krieg steht auf des Messers Schneide, die Chaussee von Wolokolamsk führt direkt nach Moskau, an ihr sind die Deutschen zum Hauptstoß angetreten. Die Division des Generals Panfilow liegt in erbitterten Abwehrkämpfen, und das stark dezimierte Bataillon unter Oberleutnant Momysch-Uly ist die letzte Reserve des Generals, gering an Soldaten und Waffen, zusammengehalten durch viele Kämpfe, geschweift von strenger Disziplin, wissend, daß weiteres Zurück den Untergang bedeutet.

Zum ersten Mal wird hier den faschistischen Generalen eine entscheidende Niederlage beigebracht. Und General Panfilows Reserve ist dabei. Doch nicht äußere Kampfszenen, nicht Unmaß an Heldenmut, an Opfern und an Zerstörungen sind es, die das Buch so bemerkenswert machen, nicht die Schilderung gewaltiger Gefechtshandlungen. Beks Buch

ist die Geschichte eines Kommandeurs; seine Freuden und seine Schmerzen, seine Macht über die ihm unterstellten Menschen und seine Verantwortung ihnen gegenüber beschreibt es. Da ist der erbarungslose Feind, da ist der unmißverständliche Befehl und die unheimliche Notwendigkeit, die Stellung zu halten, zu halten um jeden Preis. Da sind hundertzwanzig Soldaten, am Leben hängend und bereit und auch genötigt, ihr Leben zu geben, tapfer und verzagend, zweifelnd und hoffend, den Vorgesetzten vertrauend, eben Menschen. Und da ist der Kommandeur. Der muß die Entscheidungen treffen. Er muß führen, muß fordern, ohne auch nur Widerspruch aufkommen zu lassen, muß das rechte Maß finden, das Leben seiner Genossen zu erhalten oder ihr Sterben nicht vergebens werden zu lassen, denn ihren Tod muß er verantworten. Härte wird verlangt, gnadenlose Härte. Und Disziplin. Und ein aufmunterndes Wort zur rechten Zeit.

Viele Leser erregte schon Beks erstes Buch, „Die Wolokolamsker Chaussee“; seine Fortsetzung verbirgt sich hinter diesem unscheinbaren Titel; nicht weniger problematisch, außerordentlich diskussionswürdig, zugespitzt, wie eben Situationen in außergewöhnlichen Zeiten nur zugespitzt sein können, den Leser zur Meinungsbildung fordernd. Den Kommandeuren ihre Macht und die Grenzen ihrer Macht zeigend, unaufdringlich, überzeugend; die Soldaten jedoch zu bewußter, widerspruchsfoller, sinnvoller Disziplin zwingend. Claus



Poesie eines Alltags

Aus einer „poetischen“ Monatsschau der Bundeswehrzeitung „Der Fallschirmjäger“:

„Westen imponiert Genossen nur mit Bombenpolitik.“

Vietnam: Die Amis schossen kurzerhand nach Nord zurück!“

Für Sie ist die Bombenpolitik die Bombenpolitik.

In Tübingen wurde ein Wegweiser aufgestellt, dessen Arme mit Eichenlaub und Wappen verziert sind. Die Aufschriften lauteten: „Beuthen, Eger, Danzig, Breslau, Königsberg, Memel, Stettin“ sowie: „Berlin, des Reiches Hauptstadt!“

Unermeßlich ist das Reich der Träume (Goethe)



Zeichnung: Arndt

Die Bauchbinde einer neuen holländischen Zigarrensorte zeigt das Bildnis Hitlers:

Wie verlautet ist der Absatz nach Westdeutschland gesichert.

„Bei einem meiner letzten Einsätze verbrachten wir zehn Tage hinter den feindlichen Linien... legten Hinterhalte. Dabei wurden jedesmal zwei oder drei Gegner getötet. Wir zerstörten 10 Tonnen Lebensmittel bei dieser Operation und vernichteten ein VC-Dorf.“ (Über den Einsatz der Amerikaner in Vietnam in der „Information für die Truppe“, der Schulungszeitschrift der Bundeswehr)

Helden der westlichen Welt.

„Erstaunliche Fernsicht!“



OBERLEUTNANT KLAUS PETRIKOWSKI

Geboren: 7. 5. 1936. Beruf: Maurer. Klub: ASK Vorwärts Berlin. Größte sportliche Erfolge: Teilnehmer an den Weltmeisterschaften 1962 in Mexiko (18.) und 1963 in der Schweiz (7.); Achter der SKDA-Meisterschaften 1963; Zweiter der Deutschen Meisterschaften 1962 und 1963; Mitglied des Deutschen Mannschaftsmeisters 1964.

Der Klaus ist verheiratet und hat zwei Mädchen. „Wenn ich einen Jungen hätte“, sagte er, „würde ich mir's überlegen, ob ich ihn zum Fünfkampf schicke.“ Und er denkt zurück, wie er sich geschunden hat, bis er die ersten beachtenswerten Erfolge errang. Ihm fiel das Training ganz besonders schwer – denn, was konnte er schon, als man ihn auf der Offiziersschule für den Modernen Fünfkampf überredete? Gut laufen und sich gerade so 50 Meter im Kraulstil über Wasser halten. Er hatte noch nie auf einem Pferderücken gesessen und weder einen Degen noch eine Sportpistole in der Hand gehabt. So wurden es vier harte Jahre für ihn beim Berliner Armeesportklub, die fast ausschließlich mit Niederlagen bitter gewürzt waren. Wären nicht die Überredungskünste der Trainer und sein brennender Ehrgeiz gewesen, so manches Mal hätte er den ganzen „Fünfkampfladen“ hingeschmissen. Dann aber setzten sichtbare Fortschritte ein, die ihn für die zahlreichen Entbehrungen und Mühen entschädigten. Es begann damit, daß er in die Nationalmannschaft aufgenommen wurde, und fand seinen ersten Höhepunkt in der Weltmeisterschaftsteilnahme im fernen Mexiko. Während er nach dem Schweizer Start nun in Leipzig seinem dritten Welttitelkampf entgegensteuert, hält er so nebenbei Lichtbildvorträge über Mexiko. Nicht zuletzt wegen der nächsten Olympiade, an der er unbedingt teilnehmen möchte.

KW



Waffenbrüder-Magazin

Am 26. Juli begehen unsere kubanischen Genossen ihren Nationalfeiertag, den 12. Jahrestag des revolutionären Überfalls auf die Batista-Garnison Moncada.

Der 29. Juli ist Tag der sowjetischen Flotte. Am 1. August feiern die chinesischen Genossen den Tag der Volksbefreiungsarmee.



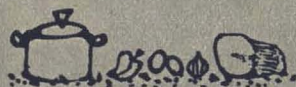
Grellen Feuerschein im gegenüberliegenden Kaufhaus beobachteten eines Abends Soldaten einer Garnison der in der DDR stationierten sowjeti-

schen Streitkräfte. Sie schlugen sofort Alarm. Ihr Kommandeur setzte unverzüglich eine Gruppe ein, um die nichtsahnenden deutschen Bewohner aus den oberen Stockwerken des brennenden Hauses zu evakuieren.

Andere Soldaten nahmen die Löscharbeiten auf. Bis zum Eintreffen der Feuerwehr hatten sie den Brand bereits unter Kontrolle.

Als Helden starben vier ungarische Soldaten, ein Genossenschaftsbauer und ein Student während des Kampfes mit Hochwasserfluten im Komitat Vas. Eine große Anzahl Armeeangehöriger zeichnete sich bei den Rettungsaktionen und Wiederherstel-

lungsarbeiten aus. So mußten beispielsweise in kürzester Frist um die Gemeinden Rábaszentmihály und Kisbábót Kreisdämme gebaut und bei Dénesfa eine provisorische Eisenbahnbrücke errichtet werden.



Was ißt Soldat Ion?
EIERLETSCHO

Räucherspeck in Würfel schneiden und auslassen. Zwiebelscheiben darin goldgelb rösten. In Ringe geschnittene Paprikaschoten und Tomaten dazugeben, garen. Zuletzt Eier hineinschlagen, wenige Minuten kochen, dann das Gericht heiß servieren.



Soldatenhumor aus „Néphadsereg“, „Starschina Sergeant“ und „Zolnierz Polski“



FACHBUCHEREI

Haben Sie schon etwas von Mikromodul, Kybernetik, Laser, Faseroptik, Bionik und neuerdings Tandel gehört? Es ist tatsächlich nicht mehr ganz einfach, über alle technischen und wissenschaftlichen Neuigkeiten auf dem Laufenden zu bleiben. Zur Information über eine ganze Reihe dieser Probleme dient das Elektronische Jahrbuch 1965. Der durch die nebenstehenden Beiträge bekannte Ing. Schubert ist der Herausgeber dieses äußerst vielseitigen, anregenden Büchleins. Es stellt eine wahrhafte Fundgrube für den Fachmann, den Bastler und den Funkamateur dar und ist durchaus dazu angetan, junge Menschen ihren zukünftigen Beruf finden zu lassen. Darüber hinaus ist es geeignet, vielen Armeegehörigen weiteres Wissen zu vermitteln, um bei der schritt-



weisen Einführung automatisierter Übertragungssysteme bestehen zu können. Der Vorzug des Jahrbuches besteht in seiner Vielseitigkeit, die sowohl den Umfang als auch den Inhalt betrifft. Äußerst interessant ist der Beitrag über die Anwendung der Erkenntnisse aus der Bionik. Aber nicht nur das. Aus den über 40 interessanten Artikeln seien hier nur einige Schlagzeilen herausgegriffen: Wie wird man Nachrichtenoffizier? Raketenabwehr durch Strahlen, Forschungsinstitut Manfred von Ardenne, Richtfunktechnik, Radar, Moderne Meßgeräte unserer Industrie, Moderne UKW- und Fernsehantennen. Ein umfangreicher technischer Anhang, viele Bilder, Zeichnungen, Schaltskizzen und ein funkttechnischer Rechenstab vervollständigen das Jahrbuch.

W. Kopenhagen

Elektronisches Jahrbuch 1965 — Herausgeber: Ing. Karl-Heinz Schubert, Deutscher Militärverlag Berlin, 412 Seiten, 7,80 MDN.



Elektrischer Rechner (II)

Die Potentiometerschaltungen sind auch zur Multiplikation und Division von Zahlen geeignet. Bild 1 zeigt die Schaltung für zwei Zahlen a und b. Es ist $a \cdot b = c$; $c : a = b$; $c : b = a$.

Das „b“-Potentiometer liegt am Schleifer des „a“-Potentiometers, wodurch dieses belastet wird. Deshalb muß der Widerstandswert des „b“-Potentiometers etwa 20mal größer sein, will man die Belastung gering halten. Die Anzeige des Ergebnisses „c“

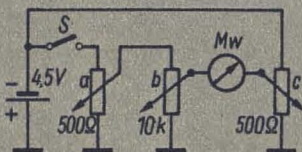


Bild 1: Potentiometerschaltung zur Multiplikation bzw. Division von zwei Zahlen.

erfolgt wieder durch eine Kompensationsschaltung, wobei das Meßwerk (Mw) auf den Strom Null eingestellt wird. Gut geeignet ist dafür ein Meßwerk mit Zeiger in Mittelstellung.

Die verwendeten Potentiometer haben einen linearen Widerstandsverlauf. Zur Stromversorgung genügt eine Flachbatterie 4,5 V. Die Potentiometer „a“ und „b“ erhalten beispielsweise je eine Skala von 0 bis 10, das „c“-Potentio-

meter eine solche von 0 bis 100. Bei der Multiplikation wird der größere Faktor immer am „a“-Potentiometer eingestellt, damit eine genügend große Spannung für das „b“-Potentiometer zur Verfügung steht. Aus diesem Grund sollte man auch nur $\frac{2}{3}$ des Drehbereiches der Potentiometer ausnutzen.

Bild 2 zeigt die konstruktive Ausführung der im vorigen Heft beschriebenen Additions- bzw. Subtraktionsschaltung. Die Flachbatterien sind unterhalb der Platte befestigt. Als Grundplatte eignet sich Preßspan mit aufgeklebtem Zeichenkarton.

Ing. Schubert

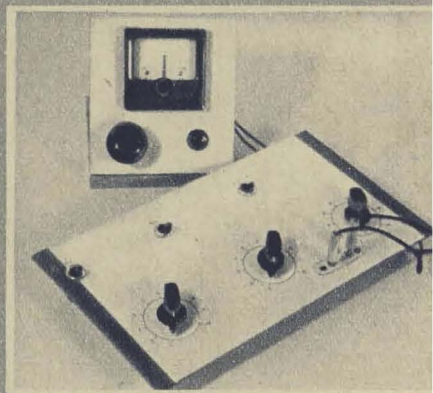


Bild 2: Konstruktionsbeispiel der Schaltung zur Addition bzw. Subtraktion zweier Zahlen.

AR-COCKTAIL

AUF DER VESTE KUNIGSTAYN



Pack deine Linsen und Stative zusammen, wir fahren ins Meißner Hochland“, sagte ich zum Bildreporter.

„...?“

„Ja, man kann auch Sächsische Schweiz dazu sagen. Jedenfalls geht's zum Königstein.“ Der Gute begann zu verstehen und wollte schon den ersten Vers des bekannten Liedchens anstimmen, als ich ihm rasch ein paar Informationen gab:

„Die weltberühmte Bergfestung Königstein – in alten Zeiten nur der Stein (Steyn), große Stein; später Kunigstain, Konystain und Konigsten genannt, – die einzige aber auch unüberwindliche Festung des Königreichs Sachsens, liegt auf einem ungeheuer steilen Felsberge und zwar 1196 P. F. über der Meeresfläche und gegen 440 Ellen über dem Elbspiegel; sie hat auf ihrer geebneten Felsenkrone 1100 Ellen Länge, gegen 600 Ellen Breite und einen Umfang von einer halben Stunde...“

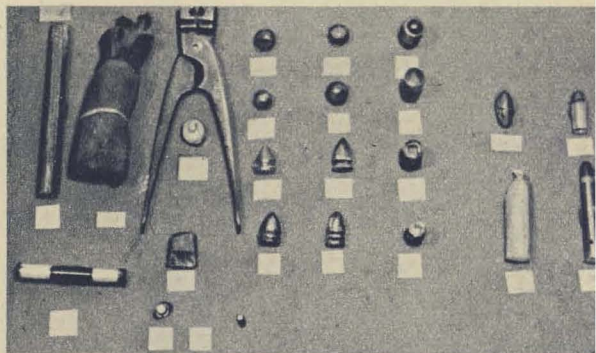
Ihm war das Singen vergangen, und erst als wir nach etlicher Fahrzeit und aufklärenden Gesprächen einen neuen Vers gezimmert hatten, erwachte erneut sein Verlangen. Und er hub an:

„Auf der Festung Königstein, jupheidi, jupheida, muß man mal gewesen sein, jupheidiheida. Dinge gibts dort, wunderbar, vom Steinschloß bis zum Lufttradar.“

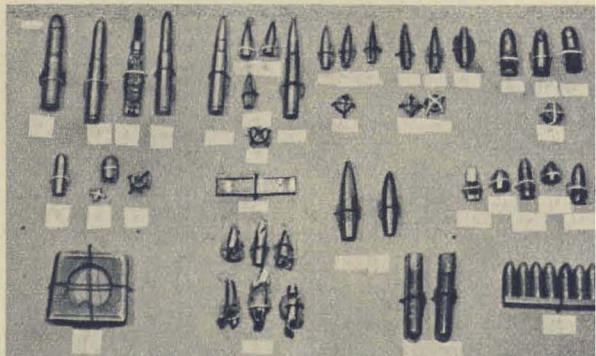
Eingereiht in die Zeilen über den Schuster, Bäcker, und Fleischer und wen weiß ich, zeigt nun die „vollendete“ Form des Liedes, daß der Königstein jedem etwas zu bieten hat. In der Tat, der Wanderer und Naturfreund kann sich am herrlichen Ausblick auf das Panorama der Sächsischen Schweiz weiden, der Souveniersammler erhält für ein paar Mark die „Faule Magd“ en miniature, dem kulturhistorisch interessierten Besucher entlockt die Vielzahl der baulichen Sehenswürdigkeiten Entzücken. Auch der Liebhaber militärgeschichtlicher Dinge kommt nun auf seine Kosten; denn seit ein paar Wochen hat das Deutsche Armeemuseum Potsdam eine interessante Ausstellung eröffnet.

Am Ziel der Reise angekommen, merkten wir gleich, hier passiert was Militärisches. Im Neuen Zeughaus rumorte es an allen Ecken und Enden. Major Dr. Bachmann mit seinen Mannen richtete die renovierte Halle (400 m²) ein. Das Echo der vielen „Hau-ruck“ brach sich an den Wänden und im Gewölbe. Zusehends nahm die Ausstellung „Militärtechnik und Gesellschaftsordnung“ Gestalt an.

„In Potsdam sind wir schon aus den Nähten geplatzt“, entgegnete Dr. Bachmann auf unsere Frage nach dem Warum. „Große, aussagekräftige Exponate können wir dort aus Platzmangel nicht ausstellen. Hier bietet es sich geradezu an – und vielen Menschen können wir unsere Arbeit näherbringen. Insbesondere geht es darum, die gesellschaftliche Bezogenheit der Waffe zu demonstrieren. Wir knüpfen an die französische Revolution an, beleuchten die Manufakturperiode und den vormonopolistischen Kapitalismus, gehen ein auf die preußisch-deutschen



Über einige Jahrhunderte erstreckt sich der Entwicklungsprozeß vom Geschöß in Kugelform bis zum heutigen Infanteriegeschöß.



Rund 20 kg Eisen schleppte der Soldat des ersten Weltkrieges im Stellungskampf mit sich. Rechnet man zum Gewicht dieses Sappenpanzers noch die Waffe und Munition, kommen gute 50 kg zusammen.





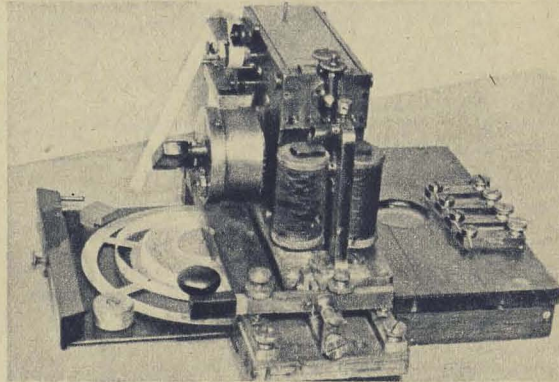
Bak Nr. 4 – mit dieser Ballon - Abwehr - Kanone beschossen 1870/71 die Preußen französische Ballons, die aus dem belagerten Paris ausbrechen wollten.

Deutsches Gasschutzgerät – Selbstretter Dräger 1914, entstanden aus einem Rettungsgerät für Bergleute. Mit Beginn des Gaskrieges wurde es damals allgemein in die Truppe eingeführt.

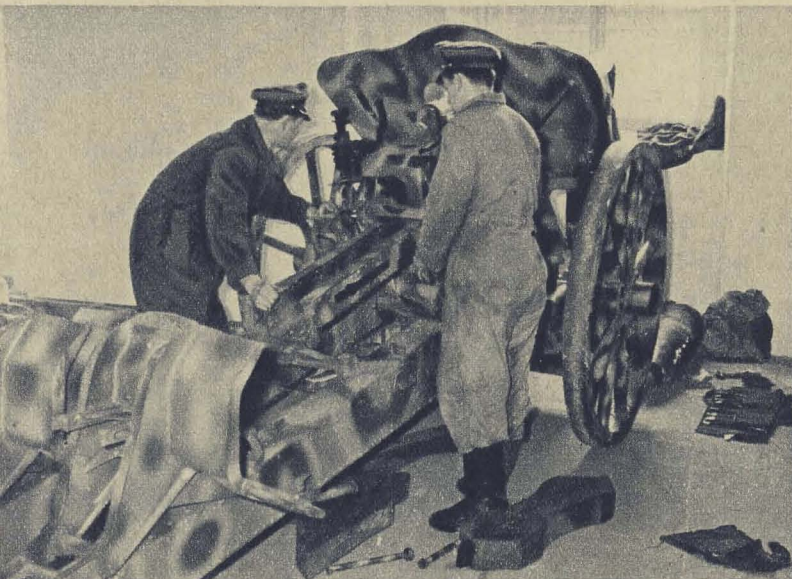


Kriege im Kapitalismus und münden bei der Darstellung des Komplexes „revolutionäre Klasse und Waffe“. Wirklich, was hier zu sehen ist, übertrifft manche Vorstellung über die Leistungsfähigkeit unseres Deutschen Armeemuseums. Vom Steinschloßgewehr bis zur Kampfrakete ist der Bogen gespannt, weit über den Rahmen einer reinen „Anno Tobak“-Angelegenheit hinaus.

Originalwaffen und Geräte, grafische Darstellungen und naturgetreue Modelle geben ein umfassendes Bild von den gesellschaftlichen Zusammenhängen zwischen dem Stand der Produktivkräfte, der Waffe und der Taktik. Nicht nur, daß alle Standard-Handfeuerwaffen seit dem 18. Jahrhundert im Original vorhanden sind, ist beachtlich, vielmehr, daß dazu auch er-



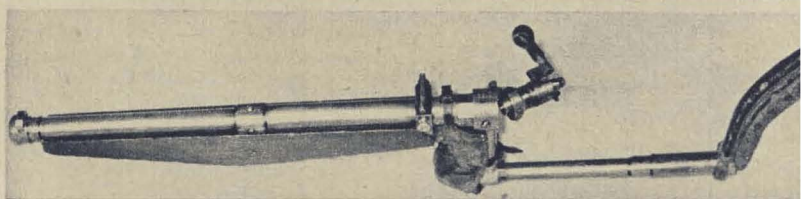
1870 erhielten die preußischen Truppen diesen Typ des Feldtelegraphen-Blaubandschreibers, der lange Zeit der Grundtyp der Telegrafinformationen war.



Fleißige Helfer beim Aufbau der Ausstellung waren Geschützmeister Unteroffizier Dieter Salomon und Waffenmeister Uwm. Rolf Gundram (hier an der LFH 18).

AUF DER VESTE KUNIGSTAYN

Wallbüchsen hießen die Monster-Gewehre, die hier von Mitarbeitern des Deutschen Armeemuseums „In Stellung“ gebracht wurden. Im Vordergrund das französische Kammerladungsgewehr von Delgrigny, dahinter eine 3,35 m lange Wallbüchse (ebenfalls aus Frankreich) als Vorderlader konstruiert. Verschoßen wurden Eisen- und Bleiabfälle. Feuergeschwindigkeit 1 Schuß/Min., Entfernung 650–700 Schritt.



läuterndes Material über Waffenproduktion, Löhne und Profite ausgestellt ist.

Neben Artilleriewaffen (Bak 1870, Mitrailleuse, LFH 18 u. a.) stehen sämtliche in deutschen Armeen gebräuchlichen MG zur Besichtigung bereit. Über die Heeresmotorisierung im ersten Weltkrieg gibt es gutes dokumentarisches Material, die Entwicklung der Panzer und Kampffliegerei kann an Modellen studiert werden. Ein Ausstellungsteil wirkt besonders anziehend, der Komplex, der die Überlegenheit der sowjetischen Waffen im zweiten Weltkrieg zeigt. An Hand von Gegenüberstellungen hinsichtlich der gesellschaftlichen Verhältnisse, der moralischen Qualitäten, der Produktionszahlen und taktisch-technischen Daten werden dem Betrachter solche Probleme nähergebracht wie: Wer fertigte die Waffe für wen und welchen Zweck, in wessen Händen war sie eine gute Sache.

Besondere Exponate sind die silberglänzende Fla-Rakete, das moderne Feuerleitgerät, das Strahltriebwerk einer MiG u. a. Sie vermitteln einen kleinen Einblick in die Bewaffnung und Überlegenheit der sozialistischen Armeen.

Aber auch von den „Wunderwaffen“ des deutschen Militarismus erfährt der Besucher – und von seinen unvermeidlichen Niederlagen trotz dieser Waffen.

Offen für alle ist die Festung – und weit geöffnet das Neue Zeughaus mit der Ausstellung des Deutschen Armeemuseums. Sie wird dazu beitragen, aus dem kulturhistorischen Unikum eine militärgeschichtliche Stätte zu machen. Das wünschen ihr für die zivilen und militärischen Mitarbeiter

Oberstleutnant K. Erhart
Major W. Walzel



SONDERMISCHUNG

Illustrationen: Horst Bartsch

Hauptmann von Schneidesporn hat irrtümlich einen Zug in falscher Richtung bestiegen. Im gleichen Abteil sitzt ein Herr, der mit ihm ins Gespräch kommt und dabei erwähnt, daß er sich auf einer Geschäftsreise nach Wien befindet. Hauptmann von Schneidesporn nickt gewichtig mit dem Kopf und bemerkt: „Ja, fabelhafte Erfindung, die Eisenbahn. Ich will nach Berlin, Sie woll'n nach Wien! Ich sitze rückwärts und Sie sitzen vorwärts. Kolossal, Kolossal...“



Leutnant von Wanzleben sollte sich eingehend mit den zivilen Verhältnissen der Rekruten beschäftigen. Also holte er sich beim Exerzieren Mann für Mann heran und „quetschte“ sie aus.

Jetzt kam Soldat Schwiebus an die Reihe. Und Leutnant von Wanzleben notierte sich: Alfred Schwiebus. Eltern wohnen in der Lüneburger Heide. Sehr dürftige Verhältnisse. Vier Brüder, drei Schwestern, alle noch schulpflichtig. Drei Morgen Land, zwei Schafe und einen Hund. „Und wovon lebt ihr denn da

eigentlich?“ wollte der Leutnant verduzt wissen.

„Hauptsächlich von spinnen, Herr Leutnant!“

„Pfui Deibel noch mal! Solches Ungeziefer freßt ihr?“



Der Herr Oberst schreitet die Front seines Regiments ab. Bleibt vor einem jungen Rekruten stehen, sieht ihm lange ins Gesicht und spricht ihn dann an: „Sagen Sie mal, äh, haben Sie einen Zwillingsbruder?“

Soldat antwortet zackig: „Nein Herr Oberst, habe keinen Zwillingsbruder.“

Oberst darauf enttäuscht: „Komisch, äh, hatte vor 15 Jahren einen in meiner Kompanie, sah genau so aus wie Sie.“



Die Grenadierkompanie steht in Linie zu einem Glied auf dem Kasernenhof. Hauptmann von Bärengrind mustert die Richtung und brüllt los: „Sauerei das! Letzter Mann — zwanzig Zentimeter zurück!“ Nichts rührt sich. Der Hauptmann läuft blaurot an und brüllt ärger. Da schaltet sich der Spieß ein: „Herr Hauptmann, bitte melden zu dürfen, das ist der Hydrant!“ „Das ist mir schietegal, wer das ist und wie der Kerl heißt! Ich sage zwanzig Zentimeter zurück!“



Betrachtung des Kgl. Gardeleutnants von Itzenplitz: „Ludwig Uhland ganz großer Dichter, na ja, aber jäßlich langweiliger Zivilist. Kerl schreibt: ‚Nun muß sich alles, alles wenden!‘ Da sagt man doch einfach: ‚Kehrt!‘“



Zeit: 1910, Ort: eine preußische Kaserne. Regimentskommandeur Oberst von Meckauer übte im Kreise seiner Offiziere Kritik: „— und

was ich noch sagen wollte, meine Herren — ich habe festgestellt, daß Leutnant von Kottwitz in der Instruktionstunde seinen Leuten beibringt, die Sonne drehe sich um die Erde. Die meisten anderen Herren erzählen ihren Männern, das Gegenteil wäre der Fall. So etwas geht natürlich nicht. Wo bleibt da Manneszucht und soldatischer Geist der Truppe? Schließlich ist es ja auch schnuppe egal, wer sich um was dreht — aber ich muß mir Einheitlichkeit ausbitten, meine Herren. Einheitlichkeit ...!“



Im ersten Weltkrieg veranstaltete eine Kölner Zeitung ein Preisausschreiben. Die besten Kurzgeschichten sollten prämiert werden; die Kurzgeschichte sollte nicht mehr als 300 Wörter umfassen. Daraufhin erhielt die Redaktion folgende Story:

„Neulich ging der Herr Feldwebel auf die Latrine. Die Sitzstange war angesägt. (Bis hierhin sind es zwölf Wörter. Die restlichen 288 Wörter sagte der Herr Feldwebel.)“ —



An diesem Tage war der General sehr leutselig. So fragte er den Soldaten Petermann: „Nun, mein Sohn, wie geht's?“ In diesem Augenblick ging ein Aufleuchten über die Züge des Rekruten.

„Ach, du bist mein Vater“, stößt er hervor, „Mutter sucht dich nämlich schon seit über zwanzig Jahren ...“



Es war damals. Die Division forderte von einer bestimmten Kompanie einen Soldaten als Ordonanz für das Kasino an. Nun gab es jedoch in dieser Kompanie eine ganze Reihe von Grippefällen. Sie konnte nur den Gefreiten Huschel melden, und selbst dieser, wurde vermerkt, sei Bazillenträger.

Daraufhin erging von oben der Befehl: „Gefreiter Huschel ist sofort in Marsch zu setzen. An seiner Stelle ist ein Ersatzmann als Bazillenträger auszubilden.“



„Ausgemustert“

Michael Hochleitner ist ein waschechtes Münchner Kind. Trotzdem aber in keinem Falle ein „Idealbayer“ in der Art seines Landmannes, der da nur den Fall „Rot“ kannte. Die Hochleitners halten nichts davon, daß München zur neuen Hochburg des preußisch-faschistischen Militärgeistes geworden ist.

Als Michael zur Musterung unter die Fahnen der Bundeswehr geeilt wurde, stand es für ihn fest, daß er kein Soldat würde.

Ohne den legendären Felix Krull kopieren zu wollen, trat er tapfer in dessen Fußstapfen. Der schon bejahrte Oberstabsarzt fragte ihn in der Tauglichkeitsuntersuchung:

„Junger Mann, was ist das für ein Buchstabe?“ und deutete mit einem Zeigestock auf die Buchstabiertafel.

Michael antwortet: „Wo ist denn hier ein Buchstabe?“ und zwinkert mit den Augen. „Hier auf der Tafel natürlich!“ tönt es schon schärfer zurück.

„Entschuldigen Sie bitte, von welcher Tafel sprechen Sie Herr Doktor?“

„Mensch — sehen Sie denn die Tafel hier an der Wand nicht?“

„Ich bedauere sehr, aber wo bitte ist hier eine Wand?“

Da er bereits der dreiundvierzigste in der Reihe der zu Untersuchenden ist, — Herr Oberstabsarzt möchte scheinbar einen Schlaganfall vermeiden — läßt man ihn laufen.

Ausgemustert, da für den Dienst in der Bundeswehr wegen Sehuntüchtigkeit ungeeignet. Seinen Beteuerungen, mit Brille sehe er ganz gut, nur heute habe er sie vergessen, wird keine Beachtung geschenkt. Der Ausgemusterte beschließt, seinen Erfolg mit einem abendlichen Kinobesuch zu krönen.

Im Halbdämmer des schwach erleuchteten Saales bringt ihn die Platzanweiserin zu seinem Stuhl. Sein Nachbar — der Oberstabsarzt! Dessen Grinsen, nachdem er Michael erkannt hat, verheißt nichts Gutes.

Doch der junge Mann tastet mit den Füßen vorsichtig nach Unebenheiten im Parkett des Kinosalles, rudert mit den Armen in der Luft herum und fragt laut:

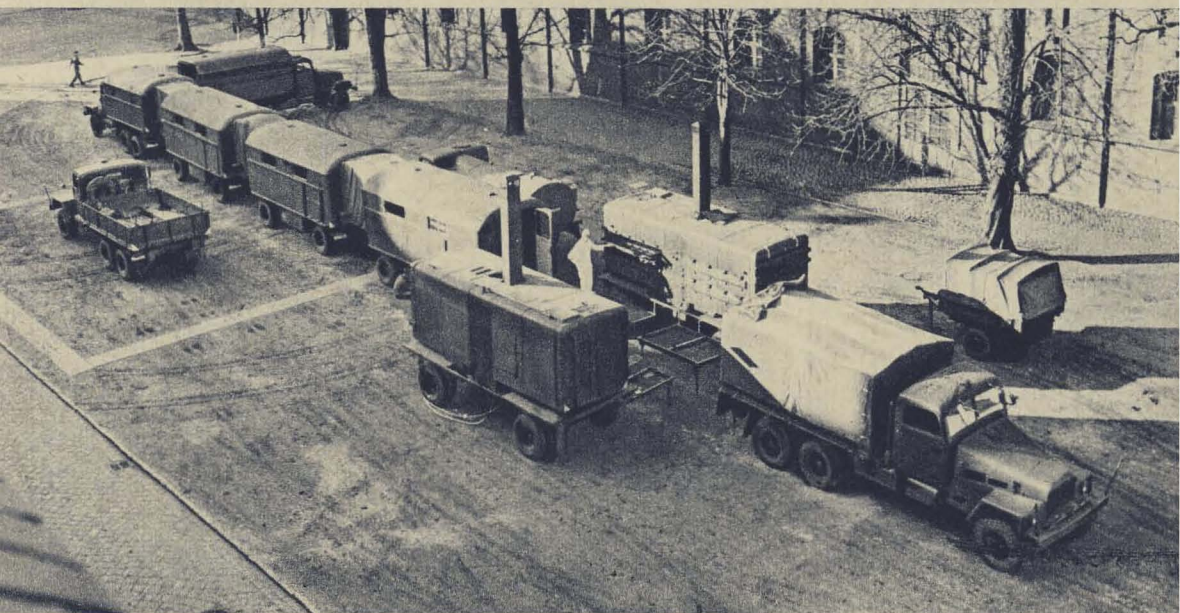
„Fräulein, warum stehen wir denn solange in dem Tunnel, das ist doch hoffentlich der richtige Bus zum Bahnhof?“ und verläßt stolpernd den Zuschauerraum!





Vom Mehlsportfahrzeug kommen die Säcke auf die Waage im Maschinenwagen und von da in die Mehlsiebmaschine „Blitz“, die eine Kapazität von 1,5 t pro Stunde hat.

Der Backzug in „Gefechtsordnung“. Drei Kofferranhänger sind mit dem Maschinenwagen (G-5) durch Laufplanken und Übergänge zu einem Ganzen verbunden.



Es gibt ganze Regimenter, die auf das Brot aus der Feldbäckerei Lobeshymnen singen — nicht auf jedes, versteht sich — aber auf das aus den Backöfen des Bäckereizuges von Unterleutnant Maschke. Jene Bäcker, voran der Backmeister Stabsfeldwebel Gottke, hatten sich geschworen, die Ehre ihrer Innung auch unter Gefechtsbedingungen hochzuhalten. Und da sie nichts auf ihr Zunftbanner mit der goldenen Brezel kommen lassen, wurde aus dem Vorsatz die wackre Tat. Wie gesagt, ganze Regimenter schwören auf Maschkes Brot. Das heißt, eine Einheit gibt es, die tat es einstmals nicht. Weil frisches Brot am besten schmeckt, schlangen sie es kompanieweise halbwarm hinunter, tranken darauf kühles Naß und mußten sich dann massenweise dem berühmten „Balken“ anvertrauen. Dann schimpften sie auf die Bäcker (auf wen wohl sonst?).

So ist das eben — Undank ist mitunter der Bäcker Lohn. Zur Ehrenrettung jener Heißhungerigen sei gesagt, daß sie ihren Irrtum bald erkannten und sich mit den anderen wieder auf das frische, aber ausgekühlte Brot aus Maschkes „Laden“ freuen. Der Lobgesang aus rauhen Männerkehlen erreichte die Ohren der Redaktion, worauf beschlossen wurde, die Backstube der Armee — genauer, den Backzug Maschke zu besuchen. Wo gut Brot, dort gut Freund, war die Parole.

Die Lobpreisungen im Ohr, den Geschmack schon auf der Zunge, ging es hin...

Exakt aufgebaut zeigte sich die fahrbare Bäckerei unseren Blicken. Die Bäcker in blendendem

Die vier Arbeitswagen gleichen einer Taktstraße, in der alle Geräte und Maschinen entsprechend dem Arbeitsablauf angeordnet sind. Eine zentrale Anlage versorgt den Backzug mit Warmwasser, und gleichzeitig werden die Räume mit Ölheizgeräten beheizt, so daß sie ständig gut temperiert sind.



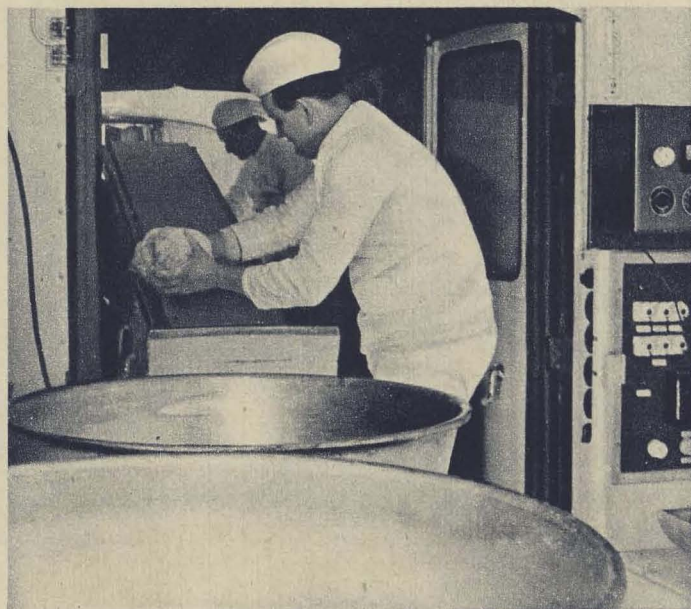
In der Backstube der Armee

Weiß standen bereit, ihre nahrhafte Kunst zu beweisen.

Während sie schleppten und siebten, wogen und kneteten, teilten und buken, galt der Bäckertechnik unser Augenmerk.

Unterleutnant Maschke, der 21jährige gelernte Koch und „Bäckerumschüler“, war ein verständnisvoller Führer. Er sprach ein gutes Bäckerdeutsch, und als er merkte, daß wir „Ausländer“ sind, entpuppte er sich als ein wunderbarer Übersetzer. So kommt es, daß wir hier von der Mehlaufbereitung, von Grund- und Vollsauer, über die Brotteigteilangroll- und -wirkmaschine,

Von
Oberstleutnant
K. Erhart



Der fertige Teig rollt über ein laufendes Band in die Teigteil- und Wirkmaschine, wo er gewogen, gerollt und zum Wirkling (rohe Brotform) bearbeitet wird. 960 Wirklinge in einer Stunde schafft diese Maschine.

über Stückgare und Drehhebelknetmaschinen schreiben können.

Leicht mit Mehlstaub verziert, waren wir in den Maschinenwagen des aus vier Fahrzeugen (1 LKW, 3 Hänger) bestehenden Backzuges gelangt — in die Mehlaufbereitung. Aus einem quer stehenden G-5 rollten die prallen Mehlsäcke herein, gingen auf die Waage und von dort in die Siebmaschine. Muß das sein, fragten wir, als der feine Mehlstaub die Nase kitzelte. Es muß, weil es hier wie in jeder Bäckerei Vorschrift ist, sagte der Unterleutnant. Also fix in Hänger Nr. 1, in die Teigzubereitung. Riesige Bottiche machten lange Flurdiskussionen unmöglich, so daß die Ausführungen knapp blieben. Sauer ist also alter Teig mit gewissen Bakterien (genießbare!), Vollsauer ist fertiger Sauer und wird zum Backen genommen. Mit Mehl, Wasser, Salz sowie anderen Zutaten (lt. Rezeptur) vermengt, entsteht daraus der Brotteig. Selbiger wird in Hänger Nr.2 unsanft in der Drehhebelknetmaschine gewalkt bis er genug hat, dann geht er durch die Teigteilmaschine, wird gewogen und gerollt, um im Garraum (Hänger 3) als sogenannte Stückgare in den Backkästen auf den Ofen zu warten.

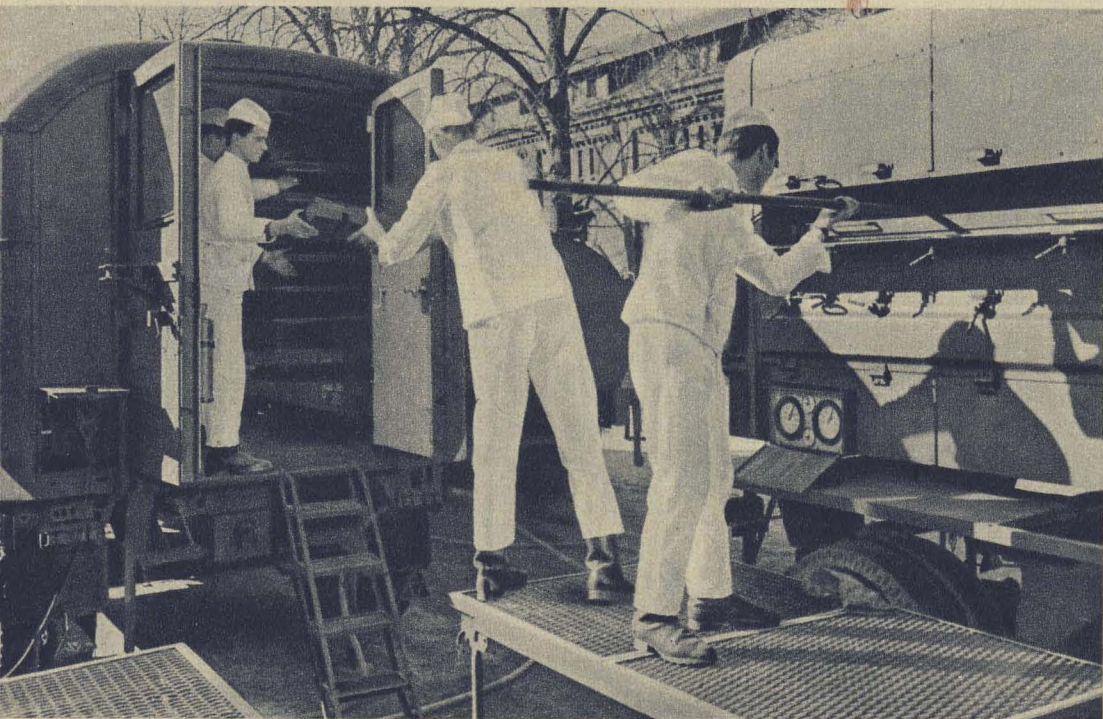
Während all dessen sind die beiden Feldback-

öfen angeheizt und auf Temperatur gebracht worden. Die Kastenformen werden schwungvoll zu den am Ofen arbeitenden Bäckern geworfen. In dieser Phase erscheinen die Bäcker zeitweise wie Bauhandlanger, die Ziegel schmeißen.

Sie belehrten uns aber sofort, daß dem nicht so sei, sondern das Werfen zum zügigen Backablauf gehöre. Es ist wirklich so, denn 10 bis 11 Tonnen Brot in 24 Stunden zu backen kann nicht im 1. Gang getan werden. Da muß schon ein höherer eingelegt werden.

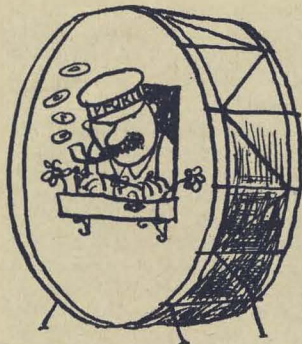
Duft steigt uns in die Nase und läßt den Mehlstaub vergessen. Aus dem Ofen kommen die ersten Brote, Grund genug für die Bäcker, um die Zeitungsleute erneut mit Fachausdrücken wie angeschobenes, freigeschobenes Brot zu traktieren.

Als wir aber auch erfuhren, daß unsere Bäcker eine harte militärische und technische Ausbildung absolvieren — jeder muß die Fahrerlaubnis Klasse V haben, weil er auf dem Marsch ein Kfz. G-5 zu fahren hat — stiegen die Leute noch mehr im Ansehen. Und als sie noch erzählten, daß sie auch als Hilfsköche ausgebildet sind, beschlossen wir, das alles unseren Lesern mitzuteilen (und nach Versetzung in die Reserve — kein Bäcker zu werden).



Die Feldbacköfen haben vier Auszugherde mit 10,8 m² Backfläche (in zwei Etagen angeordnet). 2 bis 3 Stunden vergehen vom Aufbau der Anlage bis zum ersten frischen Brot. Damit die Versorgung der Truppen auch dann gesichert ist, wenn der Backzug rollt, wird ein Teil des Ausstoßes in einer speziellen Vorrichtung dauerhaft verpackt. Bis zu vier Wochen hält sich das Brot dann frisch.

EWEGeburtstagsstournee



Zu den „alten Hasen“ des Ensembles zählt Stabsfeldwebel Manfred Illgen (34). Vor fünfzehn Jahren saß er als Geiger im Orchester unter vielen Mandolinen. Als er hörte, daß man Bratscher suchte, lernte er um, erfuhr schließlich vom ungedeckten Bedarf an Bassisten und lernte nochmals um.

Einer, der wissen wollte, wie weit beim Instrumentalvirtuosen Illgen die Anhänglichkeit zum Ensemble geht, konnte sich überzeugen, daß auch nicht mehr ganz junge Jugendliche begeisterungsfähig sein können: „Bis zur Rente tät ich schon beim Baß bleiben. Na, und dann mach ich Pförtner beim EWE – und vielleicht noch'n bisschen große Trommel!“

Es wird erwogen, den Genossen Illgen mit einer neuerschaffenden Treuemedaille auszuzeichnen – anlässlich des fünfzigsten Jahrestages des Ensembles.



Über Nacht gewissermaßen wurde das Ensemble für eine wichtige Veranstaltung in Forst Zinna verpflichtet. Doch

das Ensemble hatte sich zu eben diesem Zeitpunkt zwecks Urlaub in seine individuellsten Bestandteile aufgelöst, und der Leitung blieb nichts anderes übrig, als unter Mithilfe diverser Volkspolizeidienststellen „Kulturalarm“ auszulösen. Der Solist Hans-Joachim Glaser wurde von findigen Volkspolizisten in einem Weimarer Kino aufgespürt, unter Abnahme seiner Schnürsenkel und Hosenträ-



ger für mehrere Stunden in einer Zelle sicher aufbewahrt, und produzierte sich tags darauf vor begeistertem Publikum mit dem Volkslied: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“



Die Frauen und Mädchen, die an einem Septembertag des Jahres 1958 vor der Kongreßhalle auf dem Messegelände in Poznań den Rasen umgruben, sahen die steingrauen Uniformen nicht gerade freundlich an. Eine der Älteren sagte: „Schon wieder Unteroffiziere in diesen Uniformen

in Poznań.“ Da sie deutsch gesprochen hatte, antwortete ein Genosse: „Die Uniform ist gleich, die Menschen sind andere.“ Das Gesicht der Frau zeigte, daß sie die Worte wohl verstanden, aber nicht begriffen hatte. Da nahm der Genosse ihr den Spaten aus der Hand, sehr freundlich, aber ebenso bestimmt und fing an, umzugraben. Die anderen Genossen taten das gleiche. Das begriffen die Frauen.



Auch Boitzenburg (in der Uckermark) gehört zu den zahlreichen Örtlichkeiten, in denen das Ensemble im Verlauf seiner fünfzehnjährigen Geschichte Heimatrecht beansprucht.

An einem sonnigen Frühsommertag erschien dort seinerzeit eine Abordnung der LPG des Nachbardorfs und erbat wortreich Hilfe fürs Rübenverziehen. Grund: Die Kröchlendorfer Frauenwelt hatte sich unnachgiebig gegenüber allen Aufrufen und Bitten zur Hilfeleistung gezeigt.

Der Einsatz auf den Feldern der LPG war für das Ensemble schnell beschlossene Sache, aber er brachte für die Kröchlendorfer eine Überraschung mit sich: Demonstrativ zog man mit Musik durchs Dorf und auf die Rübenfelder, und vor der Pauke gingen – man kann es auch marschieren nennen – die Tänzerinnen des Ensembles. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Nach und nach fanden sich auch die Kröchlendorfer Frauen und Mädchen auf den Feldern ein und beteiligten sich an dem



bekannten Prozeß der Aussonderung von schwächlichen Rübenpflänzlingen zugunsten der stärkeren. Eine Erklärung dafür vermochten später lediglich die Männer der LPG bei einem Glas Bier im Dorfkrug zu finden. Selbstgefällig behaupteten sie nämlich, ihre Frauen hätten Bedenken gehabt, sie mit den Ballettmädchen zwischen den Rüben allein zu lassen.



Besuch des EWE-Parteisekretärs am Krankenbett Erich Weinerts. Der Dichter verschmitzt lächelnd: „Hier Parteisekretär, ein Brief für dich, lies ihn dir durch, dem Mädchen muß geholfen werden.“ Und der Parteisekretär las:



„An Erich Weinert, Berlin. Mein lieber Erich! Deine Küsse in Erfurt, die vergesse ich nie. Daß Du nichts von Dir hören läßt, ist ja weniger schön. Sonst bin ich gesund.“

Du brauchst Dich nicht zu sorgen...“

Der Parteisekretär war recht verlegen. Wer hatte da unter des Dichters Flagge in Erfurt geküßt? Nie hatte er Erich Weinert so lachen gesehen.



Während der gemeinsamen Truppenübung Quartett fuhr eine Gruppe des Ensembles zum Auftritt in die Gegend von N. Da wenig Zeit blieb bis zum Beginn der Veranstaltung, kürzte der „Ikarus“ die Fahrstrecke ab. Leider stellte sich heraus, daß der Fahrer einen schlechten Tausch gemacht hatte. Die Straße war keine Straße mehr, sondern ein aufgewühlter Acker, und der Regen hatte sein übriges dazu getan. Aus irgendeinem Waldweg heraus kam ein SPW gefahren. Bald erhöhte er sein Tempo und entschwand den Blicken der Genossen. Das war gerade in dem Augenblick, als der „Ikarus“ sich nicht mehr weiterbewegen wollte. Die Räder hatten sich in dem Schlamm eingewühlt. Ratlosigkeit ringsum, und die Zeit drängte. Da näherte sich ein SPW. Es war der gleiche, wie sich später herausstellte. Er hielt und ihm entstieg ein sowjetischer Soldat. Der Soldat schüttelte den Kopf, schob sich die Mütze in den Nacken und sagte auf gebrochen deutsch: „Hab ich mir doch gedacht.“ Dann ging er wortlos zu seinem Fahrzeug, holte ein Seil, fuhr den SPW heran und schleppte ab. Auf ordentlicher Straße angekommen, quittierte er den Dank mit einem pffigen Lachen. Kurz darauf war der Auftrittsort pünktlich erreicht. Als die Genossen den Saal betraten, erblickte einer von ihnen denselben Soldaten, der sie unauffällig von der Garderobe aus beobachtete. Alle eilten zu ihm und drückten ihm die Hand. Er lachte pffig und sagte: „Hab ich mir doch gedacht.“



Mit einem großen Strauß roter Nelken bewaffnet, begehrten drei Genossen des Ensembles am Vormittag des 30. Juni 1954 Einlaß in das Haus des Zentralkomitees der SED. Unangemeldet. Aber immerhin, es war eben der 30. Juni und so drängte es den damaligen Politstellvertreter, Major Goretzki, sowie die Genossen Greiner-Pol und Burkert, dem Genossen Walter Ulbricht die herzlichsten Geburtstagswünsche aller Ensembleangehörigen überbringen zu dürfen.

Ohne große Umstände gelangte dann auch die kleine Abordnung in das Arbeitszimmer des Jubilars, der sie mit einem „Ah, guten Tag, die Weinerts“, begrüßte. Alle Förmlichkeit vermeidend, brachte Genosse Ulbricht das Gespräch auf die Arbeit des Ensembles, und er stellte die Aufgabe, neben der Pflege des nationalen Kulturerbes noch mehr neue Werke über den neuen sozialistischen Menschen, über den sozialistischen Aufbau zu schaffen.

Er freute sich über die Frische und Lebendigkeit des Ensembles und dankte den Genossen Greiner-Pol und Burkert für das Lied „Heimat atme frei“.

„Erstaunlich, wie genau Genosse Ulbricht doch auch über unsere Arbeit im Bilde ist“, bemerkte Major Greiner-Pol auf dem Nachhauseweg. Darauf Hauptmann Burkert: „Und wie hoch er sie schätzt.“ „Aller Grund, noch kühner und parteilicher zu sein“, resümierte der Politstellvertreter.



„Schmadrallis“, mit diesem etwas boshaften Spitznamen behaftet, zupfte sich eine Schar Mandolinspieler bis 1961 durch die Lande. Zusammen mit Holz- und Blechbläsern gaben sie den musikalischen Ton im Erich-Weinert-Ensemble an.

Die „Schmadrallis“ waren leise und fröhliche Vertreter der Musikantengilde. Wenn die Bläser mal Pause hatten, wa-



ren sie bei guter Akustik bis in die zweite Reihe des Zuschauerraumes zu hören. Doch geht's nicht nur um Frohnatur, man braucht auch etwas Klangkultur. Unter diesem Motto wurden im besagten Jahr die Zupfer vom Stellenplan gestrichen. Die Streicher kamen. Keine Stellenplanstreicher, sondern Jünglinge, die Geigenkästen unterm Arm trugen. Nun trugen sie sich aber nicht nur mit Kästen, sondern auch mit der Absicht, in dem neuen großen EWE-Orchester viele schöne Orchestermusik zu machen. Da sich die übrigegebliebenen Bläser mit ebensolchen guten Absichten trugen, vertrug man sich gut. Es trug sich aber zu jener Zeit noch etwas anderes Gutes zu, denn es war just im August.

Unser Staat baute vor den Westberliner Schmutzstall einen Schutzwall. Einheiten unserer Armee nahmen diesen Bau mit heißem Herzen unter ihre Obhut. Dadurch trocknete der Zement besser. In Berlin wurde Geschichte gemacht. Für Leute vom Schlage Adenauers waren das schöne Geschichten.

Nun wollen EWE-Musikanten nicht nur Geige, sondern auch eine richtige gesellschaftliche Rolle spielen. Marschrichtung war also: kulturelle Betreuung der Truppen an der Staatsgrenze zu Westberlin. Aber wie? Ein Programm ohne „Schmadrallis“ gab's noch nicht. Das neue, uneingespielte Orchester wollte ja gerade erst mit der Probenarbeit

beginnen. Überhaupt: Man würde die Genossen von der Grenze nicht in den Konzertsaal holen können, man müßte zu ihnen gehen. Die Lösung?

Kleine, schnell zusammengestellte Instrumentalgruppen tauchten überall an der Grenze auf. Zwischen Lastwagen und Panzern erschienen die Genossen vom EWE-Orchester mit ihren Notentpulten und Geigenkästen. Alte und neue Kampflieder erklangen unter freiem Himmel.

Heute ist das große Orchester ein beliebter und bekannter Klangkörper. Noch oft erzählen die Genossen von der Zeit, als die „Schmadrallis“ gingen und die Streicher kamen, als das neue große Orchester vor den ersten Orchesterproben eine Bewährungsprobe bestanden hat.



Als man unlängst eine Auffrischung der militärischen Kampfeigenschaften der im Scheinwerferlicht ergrauten Ensembelisten für angeraten hielt, hatten zunächst die Genossen des Kabarets das Glück, zur Ausbildung kommandiert zu werden. In der angesangfreudigen Gastgeber-einheit konnten sie feststellen, daß sich die vielbesungene „Susi“ keiner unbedingten Beliebtheit beim marschierenden Teil der Truppe erfreute.

Da Kabarettisten bekanntlich immer alles besser wissen,

machten sie sich kurzerhand an die Produktion eines eigenen Marschliedes, mit dem sie fortan durchs Objekt marschierten.

Als die Sache ruchbar wurde, gab es zwar keinen Kunstpreis für den sich auf „Urlaubschein“ und „dich allein“ reimenden Singsang, wohl aber einen Regimentsbefehl, wonach der Schlager in allen Kompanien unverzüglich zu lernen sei.

So gefördert, setzte sich die eingängige Melodie schnell durch, und die zwölf Kabarettisten konnten neben ausgezeichneten Schießergebnissen auch den Triumph mit nach Hause nehmen, besagte „Susi“ geschlagen zu haben.

Etliche Wochen später war Premiere eines neuen Kabarettprogramms, und selbstbewußt richtete man die Frage an einen Gast aus jener Einheit: „Na, was macht denn unser Lied?“ Die Antwort war kurz aber vernichtend: „Das hängt den Truppen inzwischen genauso zum Hals heraus wie die „Susi“!“

Woraus zu ersehen wäre, daß es nicht einmal für die „Weinerts“ einfach ist, gute Marschlieder zu machen ...



Es war vor vielen, vielen Jahren, als das Ensemble auftrat vor unserer damals größten baulichen Errungenschaft, dem Hochhaus an der Weberwiese und dort ein Geschenk überreicht bekam, welches die Bäckerinnung gestiftet hatte: ein halbmeterhohes Modell des Hochhauses aus Marzipankuchen.

Nun hatten die Genossen natürlich mehr übrig für den guten Geschmack des Backwerkes als für den schlechten Geschmack seiner Schöpfer, und so war die Enttäuschung allgemein, als der damalige Leiter des Ensembles befahl, die Trophäe unter einen Glassturz zu stellen und sie mittels eines Vorhängeschlosses vor unbefugten Naschmäulern zu sichern. ▶



Trotzdem verschwand nach und nach Türmchen auf Türmchen, Erkerchen auf Erkerchen von dem stolzen Marzipangebäude. Findige Hände hatten nämlich entdeckt, daß sich der Glassturz mitsamt Vorhängeschloß und Rahmen von der Unterlage einfach abheben ließ.

Bis dann eines Tages die Abrißarbeiten ein nicht mehr zu übersehendes Ausmaß angenommen hatten und die Teigkonstruktion, allen Marzipanzierern entkleidet, als Rohbau dastand, woraufhin bei dem aus diesem Anlaß befohlenen Appell das halbe Ensemble vortrat. Nun wurde das ehe-

malige Gastgeschenk zur zweckentsprechenden Benutzung freigegeben, aber siehe, es war verschimmelt.

In den darauffolgenden Diskussionen sollen ästhetische Erwägungen allgemeinerer Natur eine große Rolle gespielt haben, zum Beispiel, daß der Inhalt sich notfalls auf revolutionäre Weise gegen die veraltete Form durchsetzen müsse, oder auch, daß man jede Kunst auf die ihr angemessene Weise zu genießen habe; und man kam allgemein zu dem Ergebnis, daß die Kunst unterm Glassturz ebenso verschimmeln müsse wie im weiland berüchtig-

ten Elfenbeinturm. Angesichts solch ernsthafter Überlegungen, die zu fortdauernden ästhetisch-künstlerischen Arbeitsprinzipien des Ensembles erhoben worden sein sollen, darf das EWE-Publikum den kommenden 15 Jahren sicher mit den größten Erwartungen entgegensetzen.

Aufgeschrieben von S. Berthold, E. Burkert, H. Goretzki, H. Heller, H. Stöhr und W. Seiffert.



Am 15. Juli 1950 wurde das Erich-Weinert-Ensemble gegründet. Junge, begabte Laien aus Einheiten der Volkspolizei kamen an diesem Tage zusammen und bildeten ein Volkskunstensemble. Es bestand aus einer Volksmusikgruppe und einem Chor; etwas später kam eine Tanzgruppe hinzu. Noch im gleichen Jahr erhielt das Ensemble den Namen des großen deutschen Arbeiterdichters und Revolutionärs Erich Weinert.

Bereits im August 1951 nahm der Chor am Wettbewerb für akademische Chöre teil, der anlässlich der „Weltfestspiele der Jugend und Studenten“ in Berlin stattfand, und errang einen dritten Preis.

In diesem Abschnitt seiner Entwicklung erwarb sich das Ensemble Verdienste vor allem durch die Pflege des Arbeiter- und Kampfliedes und der Folklore in Gesang und Tanz.

Im Mai 1955 ging das Ensemble zum ersten Mal auf Auslandstournee durch die Sowjetunion. Dieses Gastspiel war ein Höhepunkt im Leben des Ensembles. Damit wurde gleichzeitig die erste Periode des Aufbaus und der künstlerischen Qualifizierung abgeschlossen. Nach der Rückkehr in die Heimat erhielt das Ensemble im Juli 1955 in Würdigung seiner künstlerischen und kulturpolitischen Leistungen den „Vaterländischen Verdienstorden der DDR in Silber“.

Ab 1955 begann das Ensemble, den Weg zum Berufsensemble einzuschlagen. Sänger, Tänzer und Musiker legten nach systematischer Ausbildung in den folgenden Jahren staatliche Prüfungen ab.

Im März 1956 wurden die Angehörigen des Ensembles in die Nationale Volksarmee übernommen und schwuren den Fahneide.

Der Chor erhielt im Mai 1956 für seine künstlerischen Leistungen den „Staatspreis für künstlerisches Volksschaffen“.

In diese Periode fielen die ersten Versuche szenischer Gestaltung, so zum Beispiel der „Lau-schaer Glasbläserball“. Politisch-aktuelle Themen wurden mit Hilfe kabarettistischer Mittel

in die Programme aufgenommen. Gleichzeitig wird die Möglichkeit erprobt, das Ensemble in mehrere Gruppen zu teilen, damit es auch in kleinen Dienststellen auftreten kann.

In den Jahren 1957 bis 1960 gastierte das Ensemble, begeistert gefeiert, in der ČSSR, der Volksrepublik Polen, der Volksrepublik China und in der Volksrepublik Rumänien.

Im Juli 1960 zeichnete der Minister für Nationale Verteidigung das Ensemble anlässlich seines zehnjährigen Bestehens mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee in Gold“ aus. Ein Jahr später empfingen die Soldatenkünstler vom Zentralrat der FDJ den „Erich-Weinert-Kunstpreis der FDJ“. Zugleich schließt hier die zweite Periode der Entwicklung des Ensembles ab. Das Erich-Weinert-Ensemble hat sich in zielgerichteter Arbeit zum Berufsensemble entwickelt.

Um den kulturpolitischen und neuen vielseitigen Aufgaben gerecht zu werden, wurde das Ensemble 1961/62 neu formiert. Es besteht seitdem aus Chor, Ballett, sinfonischem Orchester, Estradenensemble mit Tanzorchester und dem Kabarett „Die Kneifzange“. Alle Gruppen können selbständig künstlerische Aufgaben lösen und sind auch in der Lage, gemeinsam oder in verschiedenen Zusammensetzungen Programme zu bieten. Davon zeugen die Soldatenrevuen „In allen Sprachen singt man auf der Welt“ und „Zwei liebevolle Schwestern sind Moskau und Berlin“. Mit der letztgenannten Revue fuhr das Ensemble zum zweiten Mal auf Tournee in die Sowjetunion. Bei der großen Truppenübung Quartett im Jahre 1963 legte das Ensemble von seiner Vielseitigkeit Zeugnis ab.

„Möge nun auch das Spiel Eures Ensembles Eure Herzen zu neuer Begeisterung entflammen“, wünschte Erich Weinert kurz vor seinem Tode den Genossen des Ensembles. Sie haben, das dürfen wir ihnen an ihrem Ehrentage sagen, sein Anliegen wie eine Forderung erfüllt. So ist ihre Kunst zu einer unentbehrlichen Waffengattung unserer Volksarmee geworden.

♥ Salut für 15 Jahre fliegenden
 Einsatz des Erich Weinert Ensembles
 Salut für 15 Jahre fliegenden Einsatz des
 Erich Weinert Ensembles ♥

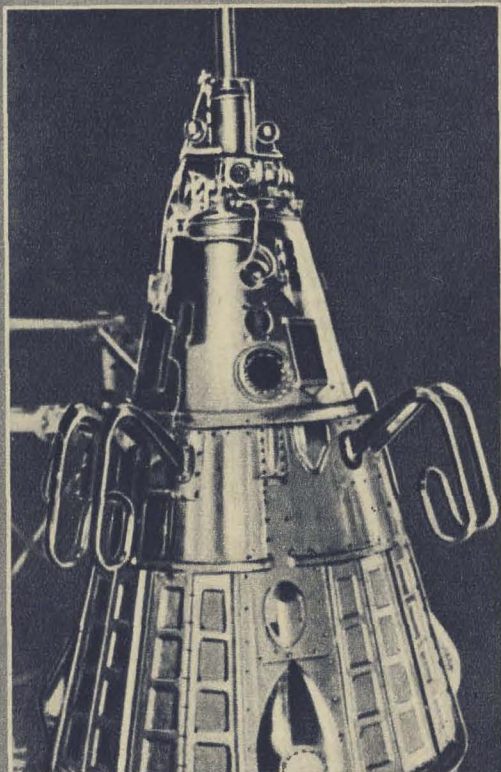


1000,00 MDN
Preis ausschreiben

Hauptgewinn	500 MDN
ferner 4mal	50 MDN
5mal	20 MDN
20mal	10 MDN

an 30 Gewinner	1000 MDN
----------------	----------

Steht es in den Sternen?



1 Sechshunderteinundneunzig Tage lang kreiste Sputnik III als Kundschafter des bemannten Weltraumfluges um die Erde. Um auf die entsprechende Satellitenbahn zu gelangen, mußte er beim Start die sogenannte 1. Kosmische Geschwindigkeit erreichen. Beträgt diese:

A) 6,3 km/sec, B) 7,9 km/sec oder C) 11,2 km/sec?

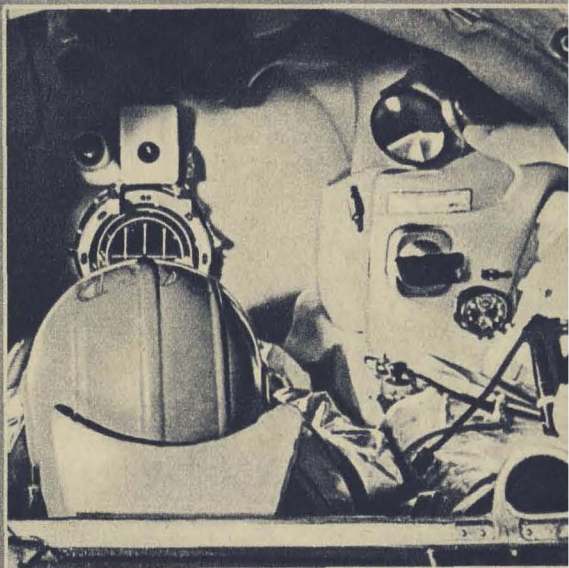
2 Das Foto erlaubt uns, einen Blick in die Kabine von „Wostok I“ zu werfen. Beförderte dieses Raumschiff:

A) einen Kosmonauten, B) zwei Kosmonauten oder C) drei Kosmonauten?

„Unwissenschaftliche Fragestellung!“ werden Sie – wenn Sie sehr höflich sind – zumindest entgegen, falls unsere Überschrift Ihnen nicht überhaupt nur mäßiges Kopfschütteln entlockt. Und Sie haben recht. Denn was wir heute von Ihnen wissen wollen, das liest auch der gerissenste Astrolog nicht aus den Sternen – sondern in der Zeitung. Obwohl es wirklich mit den Sternen zu tun hat, wenigstens mit den Transportmöglichkeiten dorthin, konkret: mit der Weltraumfahrt.

Kurze Zeit ist erst vergangen, seit Juri Gagarin am 12. April 1961 das Tor zum Weltall aufstieß. Zahlreiche Raumschiffe verschiedenster Größe und Konstruktion umkreisten inzwischen unsere Erde; und nur den Experten ist es vermutlich noch möglich, auf Anhieb über die mit diesen Flügen zusammenhängenden veröffentlichten Fakten Auskunft zu geben.

Doch Sie brauchen ja die drei folgenden Fragen nicht auf Anhieb mit A, B oder C zu beantworten.

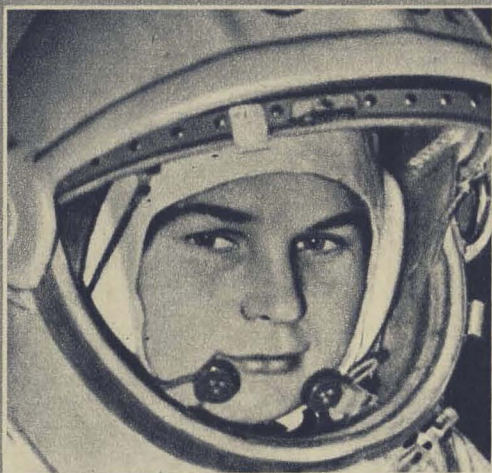


Sie haben bis zum 7. August (Datum des Poststempels) Zeit nachzudenken, nachzuschlagen und uns Ihre Antwort auf einer Postkarte zuzusenden. Diese Antwort könnte beispielsweise lauten: 1. A, 2. B, 3. C

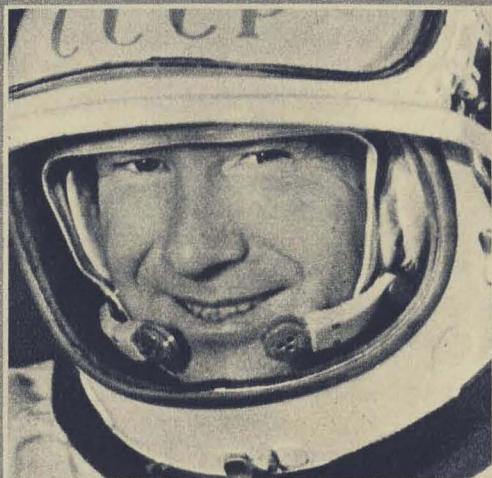
Unsere Anschrift: Redaktion „Armee-Rundschau“, 1018 Berlin, Postschließfach 7986, Kennwort: 1000-MDN-Preis ausschreiben.



A) Valeri Bykowski,



B) Valentina Tereschkova,



C) Alexei Leonow?

3

Die Sowjetunion konstruierte die erste Interkontinentalrakete, startete den ersten Erdsatelliten und schickte erstmalig einen Menschen auf einer astronautischen Freiflugbahn um die Erde. Ein Sowjetbürger verließ auch als erster Erdbewohner sein schützendes Raumschiff und bewegte sich unmittelbar im All. War das (siehe oben):

Auflösung Nr. 5/1965 1000-MDN-Preis ausschreiben

Die Lösung lautete: Freundschaft, Zusammenarbeit, gegenseitiger Beistand.

300,- MDN:

Gefreiter Dieter Böhme, Prenzlau.

Je 50,- MDN:

Siegfried Karg, Bad Berka; Gefreiter Fr.-Karl Sack, Jellen; Unterfeldwebel Kriemhild Pilz, Strausberg; Brigitte Jurasek, Caswlg.

Je 20,- MDN:

Frieda Hohenstein, Malliß; Klaus-Dieter Wilhelm, Dresden; Frank Richter, Zepernick; Botha Schneider, Völpke; Henri Meisterfeld, Magdeburg.

Je 10,- MDN:

Günter Gollek, Löbau; Feldwebel Schmidt, Waldsiedersdorf; Fritz Hanisch, Schmölln; Ruth Schneider, Seelow; Slike Würtenberger, Leipzig; Soldat Adolf Baumgardt, Jellen; Offizierschüler Rolf Wandelt, Bautzen; Wolfgang Kläber, Berlin; Reimund Gille, Teltow; Familie Steffen, Berlin-Hohenschönhausen; Herbert Schunack, Glienicke; E. Schellenberg, Altenbach; Dieter Lippmann, Potsdam; Flieger Heinz Navelkat, Salzwedel; Hans-J. Müller, Bestensee; Eberhard Brunek, Eberswalde; Bernd Richter, Hohenfichte; Hilmer Reinhardt, Sonneberg; Unterfeldwebel Peter Grünthal, Leipzig; Walter Sachse, Bad Döben.



K. MACHNOW

bei

den

Rostocker

ASK-

Schwimmern



Auf Suche
nach DEN ERSTEN



nscheinend waren wir die Ersten, die sich näher für die Ersten der Rostocker ASK-Schwimmer interessierten. Hätten wir sonst so lange zu suchen brauchen, um ihre Namen zu finden – die der ersten Rekordhalter,

der ersten Meister? Doch für unsere Leserscheuten wir keinen Preis und keinen Schweiß. Wenn wir heute diese Ersten Revue passieren lassen, dann zuallererst wegen der ersten Schwimm-Titelkämpfe des Sportkomitees der befreundeten Armeen, die im Sommer dieses Jahres in Rostock stattfinden, und von denen wir uns einen weiteren „Ersten“ erhoffen: Den ersten SKDA-Meister des ASK-Vorwärts Rostock...

DER ERSTE Meister des Sports

unter den ASK-Schwimmern hieß Gerhard Kühne. Er erfüllte die dafür gesetzte Zeitnorm auf der 1500-m-Freistildistanz, und zudem beim ersten Auslandsstарт der Matrosen. Man feierte ihn in Piestany fast wie einen Olympiasieger, und am Abend blieb den Trainern nichts anderes übrig, als dem Vorschlag der tschechoslowakischen Gastgeber, einen kleinen Umtrunk zu veranstalten, ihr Ja-Wort zu geben.

Man schrieb damals das Jahr 1956, und Gerhards Zeit von 20:18,4 min wird von manchem heute belächelt werden. Für die Schwimmer unserer bewaffneten Kräfte bedeutete das jedoch viel. Aus Schwimmlehrgängen der KVP hervorgegangen, legten die Genossen Göhlich, Senteck, Kühne und wie sie hießen gemeinsam mit ihren Trainern Schwarz und Brzank den Grundstein für die heute weit über unsere Grenzen bekannte ASK-Mannschaft aus Rostock.

DER ERSTE Deutsche Rekord

wurde zwei Jahre später erobert. Im Rekordprotokoll stand der Name Günter Tittes, und man vermerkte, daß er über 100 m Brust 1:14,8 min geschwommen war. Aus einer Hallenser Einheit hatte er an den ASK geschrieben. Harry Brzank freute sich, einen Brustschwimmer der Leistungsklasse II aus Volksarmeerheiten gefunden zu haben und nahm ihn in seine Trainingsgemeinschaft auf. Günter machte sich neben seinen Kameraden Jühling, Wagner und Rudolph prächtig, und als er später Meister des Sports wurde, dankte er seinem Trainer mit Tränen in den Augen. Summiert man heute die Rekordverbesserungen, die von unseren ASK-Schwimmern in den letzten fünf Jahren in den Erwachsenen-Disziplinen erkämpft wurden, kommt man auf die stattliche Zahl von siebenundsechzig.

DER ERSTE Deutsche Meister

konnte erst 1960 gekürt werden. Egon Henninger, der damals den 200-m-Brust-Wettbewerb überraschend sicher gewonnen hatte, kletterte auf die höchste Stufe des Siegerpodestes. Er hatte den Favoriten geschlagen – seinen Klubkameraden Günter Tittes. Egon dachte kurz zurück, wie man ihn entdeckt hatte, und er

konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Da hatte er, gerade 12 Monate zuvor, als neuangestellter Matrose in Kühlungsborn ein Anmeldeformular für die ASG auszufüllen gehabt und, wie verlangt, getreulich vermerkt, daß er in Bautzen auch etwas geschwommen war. Zufällig fiel das Blatt den ASK-Trainern in die Hände. Sie holten ihn zu einem Überprüfungswettbewerb und entschlossen sich erst nach langem Hin und Her, ihn in Rostock trainieren zu lassen.

Nur gut, daß es so kam. Denn bald schlug der breitschultrige Egon alles, was in der DDR Rang und Namen hatte. So sorgte er bereits am 14. August, also sieben Tage nach seinem Meisterschaftserfolg, dafür, daß

DER ERSTE Europarekord

geschwommen wurde. 2:37,4 min stoppten die Kampfrichter am Beckenrand des Leipziger Schwimmbades für seinen 200-m-Brust-Kampf. Natürlich ist diese Zeit heute längst „überholt“, und der einzige Europarekordhalter des ASK



Meister von Morgen



Die dritte olympische Silbermedaille für Frank Wiegand...

Vorwärts Rostock „im Amt“ ist Frank Wiegand über 400 m Freistil. Auf jeden Fall aber hatte sich Genosse Henninger eindeutig für die Olympischen Spiele empfohlen, deren Flamme am 28. August 1960 in Rom entzündet wurde. Mit Günter Tittes und Egon Henninger, und das war das bisher bedeutendste Ereignis in der Mannschafts-Geschichte, reisten

DIE ERSTEN Olympiateilnehmer

der ASK-Schwimmer in die italienische Metropole. Ohne Zweifel, vom Egon erwartete man nun schon einiges, wenn es auch sein erster Start im Ausland war. Doch Nervosität, fehlende internationale Erfahrung und eine leichte Angina bildeten, wie man bald feststellen mußte, ein Handicap für ihn. Erst durch einen Stichkampf schwamm sich der Rostocker Matrose in den Zwischenlauf. Aber er gab

nicht auf, erreichte das Halbfinale und stand schließlich auf dem Startblock zum olympischen 200-m-Brust-Finale im „Stadio del Nuoto... Man witterte damals eine Sensation, als der schwarze Schopf des DDR-Schwimmers an der Spitze des Weltklassefeldes auftauchte. Millionen drückten ihm an den Fernseh- und Rundfunkgeräten die Daumen. Doch der un-routinierte Egon Henninger hatte sich verausgabt und mußte Mulliken (USA), Osaki (Japan) und auch noch Mendonides (Holland) an sich vorbeiziehen lassen. Sein vierter Platz brachte zwar keine Medaille ein, doch überall wurde seine Leistung entsprechend gewürdigt, und so kam es auch, daß Egon beim ASK Rostock

DER ERSTE Verdiente Meister des Sports

wurde. Ehe jedoch mit Frank Wiegand und Otto Kutz zwei weitere „Verdiente“ in die

ASK - BESTENLISTE VON 1961 BIS 1964 IM VERGLEICH ZU

Disziplin	1961				1962			
	WR	DR	ASK		WR	DR	ASK	
100 m Freistil	53,6	56,8	59,0	Herbst	53,6	56,1	56,1	Wiegand
200 m Freistil	2:00,4	2:05,6	2:10,4	Herbst	2:00,4	2:04,4	2:04,4	Wiegand
400 m Freistil	4:15,9	4:34,6	4:42,8	Herbst	4:13,4	4:26,8	4:26,8	Wiegand
1500 m Freistil	17:11,0	18:37,3	19:29,3	Herbst	17:11,0	18:16,5	18:16,5	Wiegand
400 m Lagen	4:55,6	5:24,7	5:30,4	Göhlich	4:51,0	5:05,9	5:10,4	Wiegand
100 m Brust	1:07,5	1:10,8	1:10,8	Tittes	1:07,5	1:10,8	1:12,0	Tittes
200 m Brust	2:29,6	2:37,4	2:38,2	Henninger	2:29,6	2:37,4	2:37,6	Henninger
100 m Delphin	58,6	1:03,7	1:05,1	Sommer	57,0	1:01,4	1:02,9	Sommer
200 m Delphin	2:12,6	2:26,8	2:34,8	Besen	2:09,7	2:18,0	2:24,7	Besen
100 m Brust (Damen)	1:18,2	1:18,2	1:22,2	B. Grimmer	1:18,2	1:18,2	1:19,1	B. Grimmer
200 m Brust (Damen)	2:48,0	2:48,0	2:56,5	B. Grimmer	2:48,0	2:48,0	2:50,1	B. Grimmer

WR = Weltrekord; DR = Deutscher Rekord; ASK = ASK-Jahresbestzeit. Die kursiv gesetzten Resultate

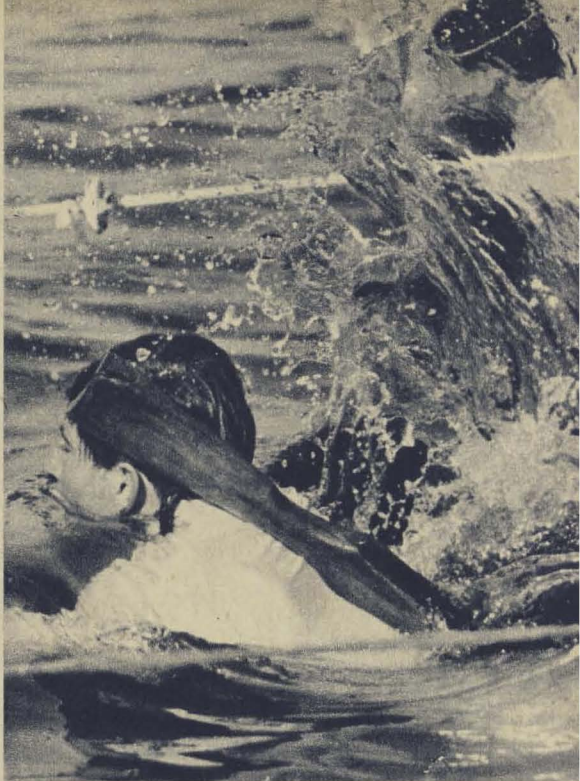
Chronik des Armeesportklubs aufgenommen werden konnten, feierte man am 5. Juli 1961 eine ganz besondere Premiere:

DER ERSTE Weltrekord

war geschwommen worden! Als Günter Tittes (heute Volkspolizist in Bautzen) in das Bassin des Berliner Friesen-Stadions tauchte, wollte er einen neuen Deutschen Rekord aufstellen. Doch machte er seine Rechnung ohne die begeisterten Soldaten des Wachregiments. Ihre Anfeuerungsrufe steigerten sich bald zu einem Orkan, der ihn zu einem Endspurt trieb, den er selbst nicht für möglich gehalten hatte. Die 1:10,8 min bedeuteten Weltrekord. Zwar hatte seine Bestleistung über 100 m Brust nur genau 14 Tage Bestand, kein zweiter ASK-Schwimmer konnte ihm jedoch bis heute diese Leistung nachmachen.

DER ERSTE Olympische Medaillengewinner

heißt bei den Rostocker Vorwärts-Schwimmern Frank Wiegand. Otto Kutz, der heutige Cheftrainer, hatte seine Dresdner Entdeckung 1961 in die Hafenstadt geholt. Damit tauchte der Name „ASK Rostock“ in den Freistildisziplinen stets ganz vorn auf. Uns ist nicht bekannt, daß der heutige Leutnant der Volksmarine Frank Wiegand bei irgendeinem nationalen Vergleich nicht die Siegerurkunde erhalten hätte. Uns und auch den Rostocker Schwimmsportfunktionären war gleichfalls nicht bekannt, wieviele Deutsche Rekorde der hochaufgeschossene Blondschofp bisher erzielt hat. So befragten wir Frank selbst und — erhielten ein Achselzucken als Antwort. „Also, das weiß ich beim besten Willen nicht. Das habe ich mir nicht gemerkt... Aber mein Vater in Dresden führt Buch über mich.“ Also schrieben wir an Vater Wiegand, Eisenbahner in der Elbestadt, und erfuhren: Bis zum 1. 5. 1965 konnte sich Frank sieben- undfünfzigmal in die Liste der deutschen, sie-



Rostock rüstet sich für die ersten SKDA-Meisterschaften: Kleiderschwimmen.

benmal in die der europäischen und einmal in die der olympischen Rekordhalter eintragen. Außerdem holte er sich achtzehnmal den Titel Deutscher Meister. Seinen bisher größten Triumph aber feierte er im Schwimmbassin des Tokioter „National-Gymnasiums“, wo er nicht nur schlechthin der erste Medaillengewinner unter den ASK-Schwimmern wurde, sondern

DEN WICHTIGSTEN REKORDLEISTUNGEN DIESER JAHRE

Disziplin	1963				1964			
	WR	DR	ASK		WR	DR	ASK	
100 m Freistil	53,6	55,4	55,4	Wiegand	52,9	55,2	55,2	Wiegand
200 m Freistil	1:58,4	2:01,8	2:01,8	Wiegand	1:57,6	2:00,3	2:00,3	Wiegand
400 m Freistil	4:13,4	4:23,8	4:23,8	Wiegand	4:12,2	4:14,9	4:14,9	Wiegand
1500 m Freistil	17:05,5	18:16,5	18:16,5	Wiegand	16:58,7	17:52,8	17:52,8	Wiegand
400 m Lagen	4:50,2	5:05,9	—		4:45,4	5:03,0	5:03,0	Wiegand
100 m Brust	1:07,5	1:09,5	1:09,5	Henninger	1:06,9	1:07,5	1:07,5	Henninger
200 m Brust	2:29,6	2:36,4	2:36,4	Henninger	2:27,8	2:30,1	2:30,1	Henninger
100 m Delphin	57,0	1:01,0	1:02,3	Sommer	57,0	59,3	1:00,1	Sommer
200 m Delphin	2:08,2	2:18,0	2:21,6	Besen	2:06,6	2:12,1	2:19,2	Besen
100 m Brust (Damen)	1:18,2	1:18,2	1:20,0	B. Grimmer	1:17,2	1:18,2	1:19,0	B. Grimmer
200 m Brust (Damen)	2:48,0	2:48,0	2:49,4	B. Grimmer	2:45,4	2:48,0	2:48,6	B. Grimmer

sollen den Gleichstand des entsprechenden Rekordes mit der ASK-Jahresbestzeit betonen.

der erste dreifache Silbermedaillengewinner der Republik überhaupt. „Ich kann das selbst nicht fassen“, waren seine ersten kommentierenden Worte, als er nach dem 4 × 100-m-Freistil-Staffelrennen, dem 400-m-Einzelwettbewerb nun auch noch mit Gregor (DDR), Hetz und Klein (beide Westdeutschland) auf die zweithöchste Stufe des Siegerpodestes stieg und die dritte silberne Olympia-Plakette umgehängt bekam. Frank Wiegand, 22 Jahre alt, selbstbewußt, lebensfroh und zielstrebig, hat mit olympischer Feder das bisher bedeutendste Kapitel der ASK-Schwimmsportgeschichte geschrieben.

Nicht weniger als Frank Wiegand freute sich Egon Henninger über die olympische Bronzemedaille, die ihm vor vier Jahren noch versagt geblieben war. Und auch die superblonde Bärbel Grimmer war mit ihrem fünften Platz im Brustschwimmen recht zufrieden. Bärbel Grimmer, Susanne Grimmer – zwei Frauen beim Armeesportklub?

DIE ERSTEN Schwimmerinnen

unter den Rostockern fühlen sich ganz wohl, auch wenn sie die einzigen sind. Das Zwillingpaar wurde entdeckt, als Trainer Brzank einen Sichtungslerngang an Rostocker Schulklassen organisierte. 60 kamen, darunter die Grimmer-Mädchen, die zwar technisch unmöglich schwammen, aber zu jedem Übungstag unver-

drossen anmarschierten. Ja, sogar, wenn sie nicht in die Neptunhalle bestellt waren, tauchten sie auf. Heute sind sie und ihre Mutter, die in der Küche für das leibliche Wohl der Schwimmer sorgt, vom ASK nicht mehr wegzudenken.

DAS ERSTE Elterntreffen

im Klub wurde übrigens auch von den Schwimmsportlern veranstaltet. Seitdem ist es fast in allen Mannschaften Tradition geworden. Jahr für Jahr werden Väter, Mütter, Ehefrauen und Bräute an einem bestimmten Wochenende eingeladen. Wettkampfbesuch, Hafenrundfahrt, Lichtbildervortrag und ein gemütliches Beisammensein stehen u. a. auf dem Programm. Die Unkosten tragen die Sportler selbst; und heute noch spricht man von jener nichtgeplanten Auktion zwischen zwei Tänzen, als ein Schwimmer einen Damenschuh versteigerte, der soviel einbrachte, daß damit die ganze Kapelle bezahlt werden konnte... Blicke noch zu berichten, daß im August

DIE ERSTE SKDA-Meisterschaft

im Schwimmen und Wasserball in Rostock stattfindet. Die besten Schwimmer der befreundeten sozialistischen Armeen treffen sich im Neptun-Schwimmbad, und wir wünschen allen Rostockern, daß sie auch die erste Probe dieser Art erfolgreich bestehen mögen.



Frank Wiegand

... und abends ins Kino?

Ob das Kino an der Ecke künftig noch eine Daseinsberechtigung haben wird, erscheint angesichts schwindender Zuschauerzahlen (und daraus folgendem Defizit) zweifelhaft. Das Armee-Kino ist da besser dran – nicht nur, weil hier kein Eintrittsgeld erhoben wird. (Bei uns jedenfalls. In der Bundeswehr muß der Landser laut „Frankfurter Allgemeine“ selbst im truppeneigenen Kino immerhin 80 Pfennige vom 2,30-WM-Tagesgeld blechen.) In der Nationalen Volksarmee hat das Kino heute kaum weniger Anziehungskraft als zu Zeiten Skladanowskys. Trotz Fernsehgerät in jeder Kompanie. Und selbst dort, wo es – wie bei vielen Einheiten der Grenztruppen – mitunter nur ein Floh-Kino ist mit Schmalfilm und stockdustern Nächten, die nach dem Willen der Filmschöpfer eigentlich zarte Morgendämmerung sein sollten. Doch 16-mm-Apparaturen munkeln eben mangels nötiger Lichtstärke lieber im Dunkeln.

Progress dürfte vor Neid erblassen: Während die NBI in Berlin und Mittweida zu dem Ergebnis kam, daß nur knapp 19 Prozent aller Befragten drei- bis viermal monatlich ins Kino gehen, traf AR bei 330 Soldaten 51 Prozent regelmäßige Kinobesucher. Flieger Werner Hoge, 20, läßt sich keinen Film entgehen. Ganz besonders nicht, wenn es sich „um problemreiche Werke der Gegenwart handelt“. Gefreiter Gerhard Tülke, 25, geht – wie übrigens 34 Prozent aller Befragten – „vorwiegend aus Langeweile“ ins Kino. Matrose Kurt Bruder, 20, weil es in seiner Einheit „abends immer noch was zu tun gibt“. „Bin ich dagegen im Kino“, sagt er, „so stört mich niemand oder holt mich zu irgendwelchen Arbeiten ran!“ Infolgedessen ist's ihm auch ziemlich egal, was gespielt wird. Als begeisterte Leseratte ist Gefreiter Dietrich Gummelt, 27, da schon ein bißchen wählerischer: „Der Film muß gut und anspruchsvoll sein. Wenn es nur ein seichter Schmarren ist, verzichte ich und lese lieber ein schönes Buch.“

Obwohl es auch Genossen gibt, die sich völlig ahnungslos ins Parkett setzen und apathisch darauf warten, was ihnen der Filmvorführer heute wohl anbieten wird,

informieren sich die meisten vorneweg. (Unteroffiziersschüler Norbert Kassube, 21, hat's sogar ganz bequem: „Bei uns kann man ganz einfach den Klubdienst anrufen und sich nach dem Filmprogramm erkundigen!“) Bleibt die Frage: „Wann lockt ein Film ins Kino?“

„Wenn's ein Krimi ist“, antwortet Unterfeldwebel Lothar Körner, 24. „Mich ziehen besonders tschechoslowakische und ungarische Streifen an“, entgegnet Funker Wolfgang Lohs, 25. Der Grund: „Filme aus diesen Ländern haben mich noch nie enttäuscht. Sie sind gut gemacht, haben künstlerisches Niveau und behandeln echte Konflikte.“ Matrose Bernd Schultz, 21, möchte auf der Leinwand „wirklichkeitsgetreue Problematiken“ finden, „aus denen sich Rückschlüsse für das eigene Denken und Handeln ziehen lassen“. Stabswachtmeister Heinz Henneboh, 31, interessiert sich für Darstellungen „soldatischen Heldentums“ und nennt als Beispiel den Film „49 Tage“. Unterwachtmeister Bernhard Schmidt, 23, legt vor, allem „auf gute schauspielerische Leistungen“ Wert. Außerdem erklärt er: „Wenn ich aus dem Kino komme, will ich etwas gelernt haben, d. h. ich möchte etwas ‚mitnehmen‘, das mir weiterhilft und mich zum Nachdenken anregt.“ Soldat Wilmar Drobusch, 24, will „Menschen aus Fleisch und Blut“ auf der Leinwand sehen, „auf keinen Fall aber ‚Papierhelden‘, die unfehlbar sind und denen der Fortschritts-Schweiß aus jeder Pore tropft.“ Aufschlußreich erscheint mir, daß nur wenige Genossen sich von Schauspielernamen ins Kino locken lassen – ausgenommen vielleicht von Erwin Geschonneck, Jean Marais, Brigitte Bardot, Jana Brejchova oder Angelica Domröse. Nach diesem kleinen Exkurs nun ein Besuch in der Filmbasis der Nationalen Volksarmee, von wo aus etwa 800 Spielstellen mit den begehrten Zelluloidstreifen versorgt werden.

Erster Einwand: „Wir bekommen ja von dort nur alte Schwarten“ (Kanonier Martin Buth, 26). Gefreiter Jörg Wolf, 25, nennt es „alte Ware“. Kanonier Dietwalt Reich, 25, bezeichnet das Filmprogramm des-

FILMVERLEIH

Zeitraum	Normalfilme (35 mm)	Schmalfilme (16 mm)	Davon neue Filme Titel	Kopien
1964	11 948	4 102	123	1 660
Januar 1965	1 267	412	12	84
Februar 1965	1 087	404	10	70
März 1965	1 335	448	8	64
April 1965	959	423	9	58
Mai 1965	1 024	460	9	68

Im ersten Quartal 1965 hielt die Filmbasis der Nationalen Volksarmee ein Angebot von 6373 Spielfilm-, 3987 Dokumentar- und Kurzfilm- sowie 1833 Ausbildungsfilmkopien bereit. Pro Jahr verleiht sie außerdem noch 1604 Augenzeugen und 384 Kopien der Arme-Monatschau. Nebenstehend ein Überblick über den Spielfilmleinsatz.

wegen als „langweilig“ und Soldat Wieland Dömmersberger, 22, als „nicht den Wünschen und Interessen der Genossen entsprechend“.

Zweiter Einwand: „Ich glaube in der Armee spielt man vorwiegend solche Filme, die ‚draußen‘ nicht gehen. Außerdem habe ich den Verdacht, daß man uns viele gute Filme aus kapitalistischen Ländern vorenthält, obwohl sie ansonsten in den Kinos der Republik laufen“ (Matrose Jürgen Pickard, 20).

„Bleiben wir gleich bei der zweiten Frage“, entgegnet Major Manfred Härtel, 35, Leiter der Filmbasis. „Grundsätzlich laufen in der Nationalen Volksarmee die gleichen Spielfilme wie in den örtlichen Kinos der Republik. Es gibt lediglich drei Ausnahmen: Da unsere Spielstellen nicht über die dafür notwendigen technischen Anlagen verfügen, können wir erstens keine 70-mm-Filme und zweitens keine 4-Kanal-Magnetton-Filme zeigen. Die dritte Ausnahme resultiert daraus, daß uns einzelne Herstellerfirmen des Auslands nur wenige von ihnen gezogene Kopien verkaufen, von denen die DDR keine zusätzlichen Kopien herstellen darf. Das war so bei ‚Macbeth‘ und ‚Lady Killers‘. Diese wenigen Kopien (und Filme) werden deshalb ausschließlich von Progress eingesetzt. Es gibt also keinen Film-Index für die Nationale Volksarmee.“

Bleibt :„Alte Ware“?

Ich habe in der Filmbasis alle einschlägigen Unterlagen durchgesehen: Bestellungen, Briefe, Fernschreiben, Statistiken, Filmpläne, Versanddokumente, Bestandslisten, Einkaufspapiere. Es ergibt sich folgendes Bild: Von jedem neuen Spielfilm erhält die Armee mindestens sechs, höchstens zehn Kopien. Und zwar zum selben Termin, da der Film in der DDR anläuft. Der Haken liegt bzw. lag woanders. Bis Ende 1964 gab es die sogenannte Wunschbestellung, d. h. jedes Arme-Kino konnte seine Filme nach eigenem Wunsch anfordern. In der Praxis sah das so aus: Für Dezember 1964 bat Peenemünde um 22 Spielfilme, die im November/Dezember erstaufgeführt worden waren; Potsdam nannte 18, Torgelow 14, Schneeberg und Eilenburg je 13 dieser Titel. Analog machten es die anderen Spielstellen. Die Folge der unvernünftigen Forderungen war eine Absage nach der anderen.

Mit der neuen Filmordnung wurde die Wunschbestellung abgeschafft. Und es ergibt sich das Kuriosum, daß mit dem Verzicht auf die Wunschbestellung die Soldatenwünsche nach neuen Spielfilmen besser erfüllt werden können. Dergestalt, daß jeder neue Film binnen sechs Monate alle Arme-Kinos durchlaufen hat.

„Wer's glaubt, ist selber schuld“, wiegt Gefreiter Harald Xuder, 22, skeptisch den

SPITZENFILME 1964

	Zahl der Ausleihen
Entscheidung in den Wolken, POLEN (M)	795
Der Tod heißt Engelchen, CSSR (A)	782
Die Hochstaplerin, UNGARN (L)	710
Ein Mensch, der nicht existiert, UNGARN (K)	709
Der doppelte Kreis, JUGOSLAWIEN (A)	699
Der Überfall, NIEDERLANDE (A)	686
Blutsverwandtschaft, UdSSR (P)	686
Der Mörder und das Mädchen, POLEN (K)	637
Lachparade, USA (L)	637
Dunkel bei Tageslicht, UNGARN (A)	648

(A) = Antifaschistischer Film
(P) = Problemfilm der Gegenwart
(M) = Militärfilm
(L) = Lustspielfilm
(K) = Kriminalfilm

Als Grundlage für diese Übersicht dienten die Bestellungen bei der Filmbasis und die daraufhin erfolgten Ausleihzahlen. Da es etwa ein halbes Jahr dauert, bis neue Filme in allen Einheiten gezeigt wurden, handelt es sich in dieser Statistik hauptsächlich um im 1. Halbjahr 1964 erstaufgeführte Filme.

Kopf. Und auch Grenz-Soldat Rainer Zopf, 25, sieht den alten Zopf noch nicht abgeschnitten.

Klar: Obengesagtes setzt natürlich voraus, daß sich jede Einheit diszipliniert ver- und besonders die Versandtermine einhält. Gerade die Grenztruppen stehen da beileibe nicht an der Spitze. Ihr Kino in Geismar verzögerte den Rückversand von Filmen zwischen dem 1. März und 20. April 1965 um genau 318 Tage, alle Spielstellen der Grenztruppen zusammengenommen sogar um sage und schreibe 1385 Tage. Auch die Volksmarine hat dieserhalb mit 599 Tagen ein stattliches Passiv-Saldo.

Genauso wie man sich in diesen beiden Kommandos (aber auch in anderen, denn Versäumnisse gibt es überall) mit den Verantwortlichen auseinandersetzen sollte, sollte man es in den Einheiten mit jenen Genossen tun, die es partout nicht lassen können, die Kinovorstellungen zu stören. „Manchmal denke ich, ich bin in einer Kindervorstellung“, schimpft Unteroffizier Dieter Vobicht, 26. „Ganz besonders bei lyrischen Szenen wird oft erbärmlich gepfiffen und gejoht“, klagt Unteroffizierschüler Jürgen Groth, 20. „Was tun dagegen?“, fragt resignierend Stabsgefreiter Ulli Kobermann, 24. Verlegen zuckt Flieger Hans Track, 20, mit den Schultern: „Keine Ahnung!“ „Ich verhalte mich da lieber neutral“, sagen übereinstimmend die Soldaten Rudi Groß, 24, und Wolfgang Möller, 22. „Das Beste ist, man geht mit gutem Beispiel voran“, meint Matrose Wilfried Walter, 20. Ein „energisches Dazwischen-gehen“ fordert Funker Siegfried Möbus, 23.

Sicher ist das während der Vorstellung nicht möglich ohne störende Kettenreaktionen. „Doch in jeder Dienststelle kennt man ja seine Pappenheimer“, wirft Unterfeldwebel Karlheinz Schade, 25, ein. „Wir haben das über die FDJ-Grundorganisation gemacht und uns mal alle die vorgeknöpft, die den Radau fabrizieren. Als sie sich vor dem Kollektiv zu verantworten hatten, gaben sie schnell klein bei. Gewiß kommt es auch heute noch vor, daß ein Zwischenruf ertönt. Aber im Prinzip ist die Sache klar. Im Kino achtet einer auf den anderen. Und so herrscht Ruhe und Ordnung und jeder hat Freude am Film.“ Was zu tun ist, um den Spielplan der Armee-Kinos zu verbessern, wurde und wird getan. Was zu tun ist, um die Atmosphäre im Zuschauerraum zu reinigen, bleibt vielerorts noch zu tun. Erst wenn beides übereinstimmt, kann man mit Fug und Recht sagen: Mach' Dir ein paar schöne Stunden, geh' ins Kino!

Ihr

Karl Heut Freitag



Entscheidung in den Wolken

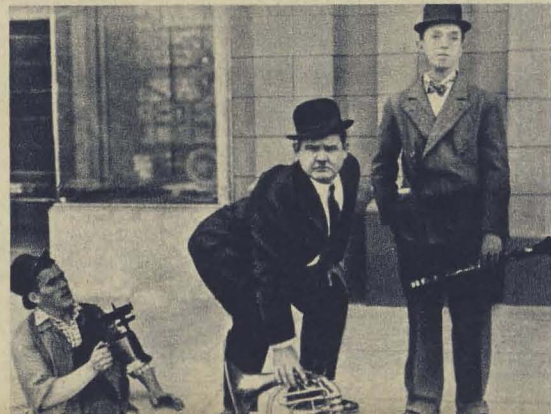


Der Tod heißt Engelen

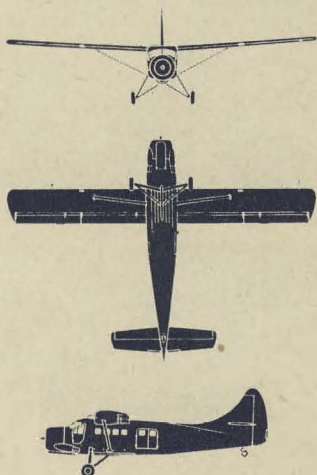


Die Hochstaplerin

Lachparade



ARMEE-RUNDSCHAU 7/1965



**DCH-3 „Otter“
(Kanada)**

TYPENBLATT



Taktisch-technische Daten:

Leermasse	1890 kg
Abflugmasse	3630 kg
Länge	12,80 m
Spannweite	17,69 m
Höhe	3,83 m
Höchstgeschwindigkeit	257 km/h
Triebwerk	1 9-Zylinder-Kolbenmotor ohne
Bewaffnung	ohne
Besatzung	1 bis 2 Mann

Eingesetzt als Transport- und Verbindungsflugzeug bei den Luftstreitkräften Kanadas und Norwegens sowie bei der amerikanischen Armee und der US-Navy. Wird für zivile Zwecke geflogen in Kanada, Indien, Kolumbien, Norwegen und auf den Philippinen, dabei insbesondere für Transporte in verkehrsmäßig unerschlossene Gebiete (Buschfliegerei).

ARMEE-RUNDSCHAU 7/1965

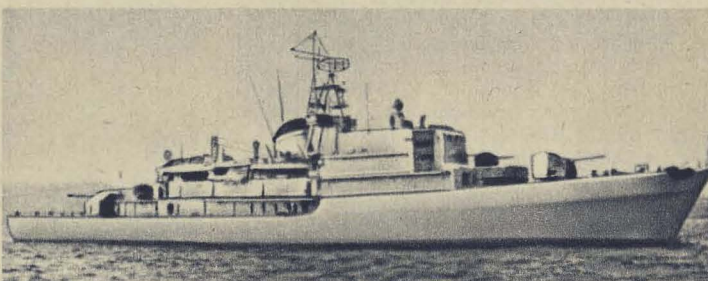
Tender Typ „Rhein“ (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Wasser- verdrängung	1850 . . . 2200 ts
Länge	98,6 m
Breite	11,8 m
Tiefgang	2,9 . . . 3,4 m
max.	
Geschwindigkeit	22 sm/h
Bewaffnung	2 Geschütze 100 mm, 2 Doppel- laf. Flak 40 mm, Minen
Besatzung	98 . . . 110 Mann

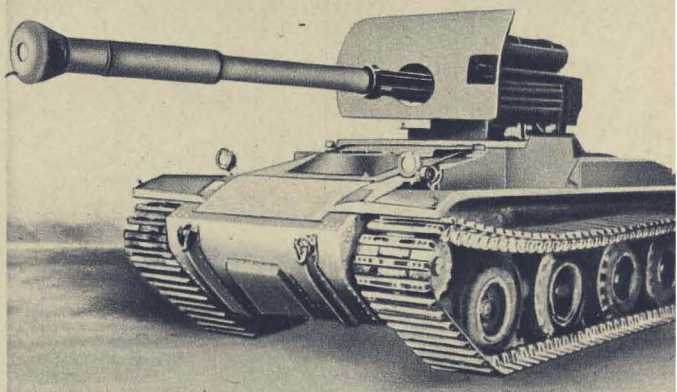
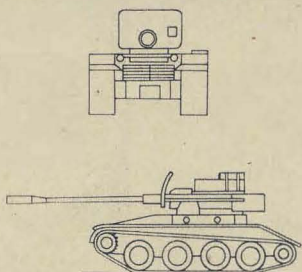
Die Tender dieses Typs (insg. 12) wurden als Unterstützungsschiffe der Schnellboot-, Minensuch- und U-Boot-Geschwader eingesetzt. Gebaut sind sie auf verschiedenen westdeutschen Werften worden.

TYPENBLATT



NATO-SCHIFFE HILFSSCHIFFE





M 56 Spat
(USA)

Taktisch-technische Daten:

Masse 7,2 t
Länge 6,3 m
Breite 2,5 m

Höhe (gesamt) 2,2 m
Höchstgeschwindigkeit 48 km/h
Bewaffnung 90-mm-Kanone
Besatzung 3 Mann

Der Jagdpanzer Spat ist ein Luftlandepanzer der amerikanischen Luftlandtruppen (seit 1956). Seine Wanne besteht aus einer Leichtmetalllegierung.

LKW Star 66
(Volkspolen)

Taktisch-technische Daten:

Masse 5700 kg
Länge 6300 mm
Breite 2400 mm
Höhe 2925 mm
Bodenfreiheit 285 mm
Nutzlast
– auf Straßen 4000 kp
– im Gelände 2500 kp
max.
Anhängermasse
– auf Straßen 4400 kg



– im Gelände 3500 kg
max.
Geschwindigkeit 74 km/h
Motor S-47; 4-Takt Otto,
6 Zylinder
Leistung 115 PS

Der Star 66 wird in der Polnischen Volksarmee als LKW für Mannschafts- und Materialtransporte sowie als Zugmittel und Trägerfahrzeug (Spurbahnbrücke) verwendet.

Wo geblitzt werden soll...



PENTINA FM

ist die Kleinbild-Spiegelreflex-kamera PENTINA FM genau die Richtige. Der Zentralverschluss PRESTOR REFLEX gestattet Elektronenblitz-aufnahmen mit kürzesten Belichtungszeiten bis 1/500 s. Ein neues Einstellsystem mit Fresnellfläche zeigt ein sehr helles Sucherbild und bietet zwei Möglichkeiten der Scharfeinstellung. Alle Bedienungselemente sind zweckmäßig angeordnet, und das formschöne Äußere charakterisiert nicht zuletzt die PENTINA FM als moderne Kamera.

Preis: DM 640,—
Auch auf Teilzahlung



Weitere Merkmale

36 Aufnahmen 24 x 36 mm,
Festeingebauter Prismensucher,
Belichtungsautomatik,
Schnellaufzug,
Wechselobjektive mit
automatischer Springblende,
Meyer Lydith 3,5/30 mm
Jena-T 2,8/50 mm
Jena Cardinar 2,8/85 mm
Meyer Domigor 4/135 mm



V E B P E N T A C O N D R E S D E N

Kamera- und Kinowerke

Mit Scheckbuch und Pistole

Seit Jahren führen Geheimagenten, Diplomaten, Generale und goldstrotzende Monarchen einen lautlosen Kampf aus dem Hinterhalt. Sie kämpfen um verlorene und gefährdete Machtpositionen in den jungen Nationalstaaten. Dabei sind alle Mittel und Methoden recht. Sie reichen vom Kapitalexport, über die Korruption von Politikern bis zur Kriegsprovokation und zum Krieg. In seinem Buch schreibt Peter Bols über Ereignisse aus sechs Ländern, in deren Verlauf diese Methoden praktiziert wurden – einmal die eine, einmal die andere, oft genug mehrere gleichzeitig. Der Leser erfährt vieles über die Hintergründe von Ereignissen, die die Schlagzeilen der Weltpresse prägten: Der Sturz Mossadeghs im Iran; Der Bananenkrieg der United Fruit Company in Guatemala; Die Zerschlagung der Invasion in der Playa Giron im April 1961; Die Attentate gegen Indonesiens Staatspräsidenten Sukarno und die Befreiung Westirans; Der Kampf der Nationalen Befreiungsfront in Südvietnam.

Peter Bols: Mit Scheckbuch und Pistole

Ereignisse, die die Welt erregten

292 Seiten, 60 Bildseiten und 6 Karten, Ganzleinen mit Schutzumschlag, etwa 6,50 MDN. Im August lieferbar



DEUTSCHER
MILITÄRVERLAG

Unsere Bücher erhalten Sie in jeder Buchhandlung und über den Buch- und Zeitschriftenvertrieb Berlin, 102 Berlin, Rungestraße 20.

Unsere Interessenten aus dem Ausland werden gebeten, schon jetzt ihr Abonnement für 1966 bei den zuständigen Außenhandelsunternehmen aufzugeben.

DEUTSCHER MILITÄRVERLAG



IHRE KAMERA EINE WERRA





Acht Jahre

Spionageerzählung von J. C. Schwarz

An einem bitterkalten Februartag des Jahres 1918 nimmt der türkische Kaufmann Massino im Hotel „Peter der Große“ in Petrograd Quartier. Er zahlt in Dollars und erhält ein Appartement, obwohl die Zimmerlage in den Petrograder Hotels augenblicklich etwas angespannt ist. Die Stadt ist mit Journalisten und einem Heer undurchsichtiger Herrschaften beiderlei Geschlechts überschwemmt.

Die junge Sowjetmacht weiß, was sie von der Mehrzahl dieser Leute zu halten hat, aber sie kann nicht neben jede dieser Typen eine Aufsichtsperson stellen, sie hat Wichtigeres zu tun, sie kämpft gegen Hunger, Bandenunwesen und Sabotage. Die Rote Armee wird gegründet und bereitet sich auf die drohende Offensive der Deutschen vor. Viele Nächte hindurch kommt Massino nicht nach Hause, sein Hotelzimmer bleibt leer. Er treibt sich in Spelunken, Kellern, in den Wohnungen fragwürdiger Künstler und Tänzerinnen herum, in denen sich beim Schein von Kerzenlicht Anarchisten und

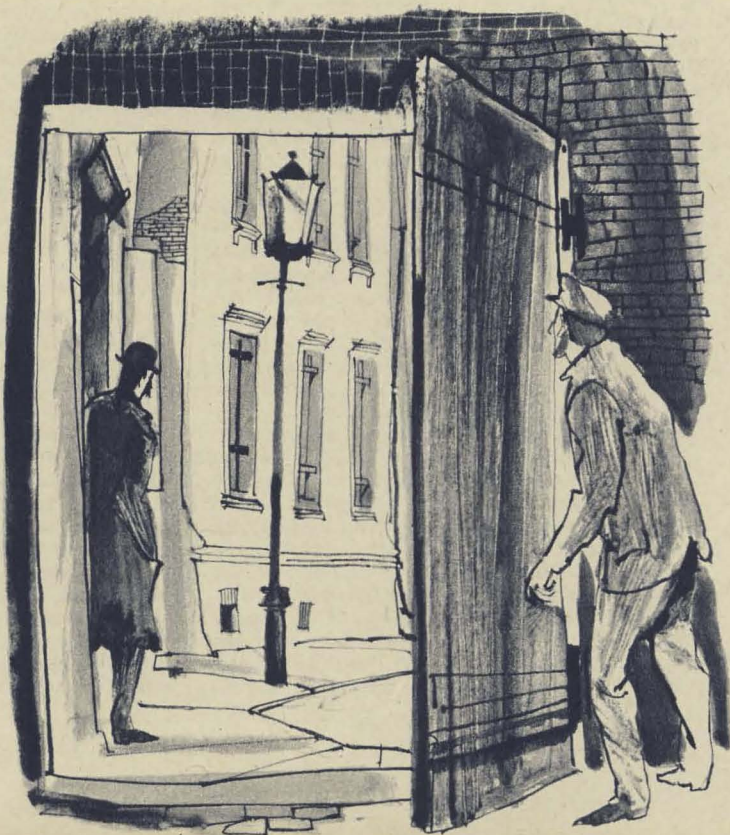
heruntergekommene Existenzen der ehemaligen Großbourgeoisie treffen. In der abgelegenen Villa der ehemaligen zaristischen Balletteuse Dagmara empfängt er Tag für Tag Besucher von „edelstem Format“: ehemalige zaristische Offiziere, Agenten der Ochrana und solche Leute wie den enteigneten Großindustriellen Graf Schuberski und den Sozialrevolutionär Boris Sawinkow, der vor einem Jahr in der Regierung Kerenskis den Posten eines stellvertretenden Kriegsministers bekleidete. Besonders mit Sawinkow führt der türkische Kaufmann Massino viele vertrauliche Gespräche. Massino verteilt großzügig Rubel und Dollarnoten und organisiert den Haß auf die junge Sowjetmacht. Er zieht einzelne Leute enger an sich heran und gibt ihnen Hinweise, wie sie Waffen bekommen können. Ein Netz von V-Leuten Massinos legt sich über Petrograd. Dann verschwindet Massino. Wenige Tage später drückt ein junger, heruntergekommener Student namens Wolodja, Sohn eines enteigneten Großkaufmanns, auf seinen Revolver und trifft den Volkskommissar für das Pressewesen Wolodarski tödlich. Captain Hill, ein Mitglied des amerikanischen diplomatischen Corps und Freund Massinos, stopft dafür Rubel und Dollars in Wolodjas Taschen und gibt ihm gefälschte Papiere, die es dem Mörder ermöglichen, ins Ausland zu entkommen.

Die junge Sowjetmacht hat eine Atempause: Am 3. März wird der Brester Frieden mit Deutschland geschlossen, und es werden allorts Anstrengungen zur Wiederherstellung der

Volkswirtschaft gemacht. Im Juli 1918, die Sowjetregierung ist von Petrograd nach Moskau übergesiedelt, taucht in Moskau ein „Arbeiter“ in schwarzer Lederjacke mit Reithosen und Chromlederstiefeln auf, der nach seinen Papieren Georgewitsch Relinski heißt und Mitarbeiter der Petrograder Tscheka ist. Mit ihm zusammen kommt Boris Sawinkow nach Moskau. Die Sozialrevolutionäre, von Relinski und Sawinkow beraten, wollen am Tag, wo der V. Gesamtrussische Sowjetkongreß im Bolschoi-Theater beginnt, zum großen Schlag ausholen.

„Wir brauchen ein Signal“, sagt Massino alias Relinski in einem Keller Moskaus zu den Leuten, die sich hier versammelt haben. „Ein weithin leuchtendes Signal, das zugleich die Intervention beschleunigt. Sie kennen den deutschen Botschafter Mirbach. Wenn Mirbach im richtigen Augenblick umgelegt wird, dann ist das ein Signal nicht nur für Ihre Leute, sondern auch für die Deutschen, die sofort den Brester Frieden brechen und die Grenze überschreiten werden. Um Geld brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Wir haben eine Vereinbarung mit dem Generalkonsulat der Vereinigten Staaten, das Ihnen Geld in harter Währung auszahlen wird, wenn Sie ins Ausland müssen. Sie erhalten von dort aus jede Unterstützung. Es wäre also ideal, die vorgesehene Verhaftung der Regierung und des Zentralkomitees der Bolschewiki im Bolschoi-Theater mit der Ermordung Mirbachs zu koordinieren.“

Aber von den Plänen des famosen „Tscheka-Mannes“ Relinski gelingt nur der Teil, der den Botschafter Mirbach betrifft. Mirbach wird er-



schossen. Im Bolschoi-Theater findet ungestört der V. Gesamtrussische Sowjetkongreß statt, ohne den kleinsten Zwischenfall. Die Tscheka hatte Wind von dem geplanten Putsch bekommen und konterte ihn durch zahlreiche Verhaftungen im ganzen Lande. Viele Waffen werden beschlagnahmt. Der Putsch bricht zusammen. Sawinkow gelingt es, sich im letzten Augenblick der Verhaftung zu entziehen. Auch Relinski kann seine Spuren verwischen. Nur wenige Leute hier in Moskau wissen, daß er in Wirklichkeit Sidney George Reilly heißt, Hauptmann des englischen Geheimdienstes ist, fast alle europäischen Sprachen beherrscht und als Sohn eines irischen Kapitäns und einer russischen Mutter in Odessa geboren wurde. Er war es, der 1916 aus dem deutschen Marineministerium eine Kopie des Funkgeheimcodes der Seestreitkräfte stahl und nach London brachte. Er ist es, den seine Auftraggeber als Trumpfkarte im mörderischen Spiel zum Sturz der Sowjetregierung betrachten. Wie fest er selbst an seinen Erfolg geglaubt hat, wird erst nach seinem Tod bekannt. Kurz vor seiner Abreise aus London hatte er prahlerisch zu seiner Frau gesagt: „Wenn es einem korsischen Artillerieleutnant gelingen konnte, die glühende Asche der französischen Revolution auszutreten, so mußte es wohl mir, der so viele Machtfaktoren auf seiner Seite hat, ein leichtes sein, sich zum Herrn von Moskau zu machen.“

Im August 1918 beginnt die Intervention. Ohne Kriegserklärung überschreiten an allen Ecken des Landes ausländische Truppen die Grenze und betreten den Boden der jungen Sowjetmacht. Der türkische Kaufmann Massino alias Relinski alias Reilly leitet eine Sitzung im Moskauer Generalkonsulat der Vereinigten Staaten. Er berichtet, daß an die 60 000 frühere zaristische Offiziere und Kadetten in Moskau zur Konterrevolution bereitstünden. Und dann macht er eine sensationelle Mitteilung. Oberst Bersin, der Kommandant der Kreml-Festung hat sich für 2 Millionen Rubel an den Intelligence Service verkauft! Die Anwesenden sind verblüfft und begeistert.

Grammatikow, früher leitend in der Ochrana tätig, und nach dem Sieg der Intervention für die neue Provisorische Regierung als Innenminister ausersehen, und Graf Schuberski, der Verkehrsminister werden soll, sowie Bruce Lockhart, ein Engländer und als Botschaftsmitglied gleichzeitig Mitarbeiter Reillys und Sawinkows, sie alle bedrängen Reilly, den Hergang dieses Meisterstücks einer Agentenwerbung zu schildern. Und Reilly erzählt: Er hat Bersin beobachten lassen. Es fiel ihm auf, daß jener mit einer älteren Dame befreundet ist und sie öfter besucht. Man hat sodann diese ältere Dame unter die Lupe genommen und herausgefunden, auf welche Weise Reilly sich bei ihr einführen kann. Nachdem das geschehen war, richtete Reilly es so ein, daß er bei ihr Oberst Bersin treffen mußte. Man traf sich öfter bei der älteren Dame, die einen Hang zur Poesie hat und der deshalb selten werdende Genuß-

mittel mitgebracht wurden, Schokolade und Whisky, den sie besonders schätzt. Reilly fand heraus, daß Oberst Bersin für italienische Kunst schwärmt und von einer Reise nach Italien träumt, zusammen mit seiner Familie, aber selbst, wenn kein Krieg wäre, könnte er das Geld für eine solche Reise nicht aufbringen. Da habe er, Reilly, ihm zwei Millionen Rubel angeboten. Natürlich nicht plump, Reilly hat da seine Erfahrungen. Er zerstreut auch die Gedanken, die Grammatikow vorbringt: Oberst Bersin steht weiter unter Beobachtung. Er führt ein äußerst ordentliches Leben. Die Beziehung zu der älteren Dame ist seiner Frau bekannt und wird von ihr geduldet. Sie ist nämlich seine Erzieherin, die ihn als Kind aufgezogen hat, und fast 20 Jahre älter als er. Anschließend spielt sie so eine ähnliche Rolle wie seine zweite Mutter. Er geht vom Kreml nach Hause oder zu dieser älteren Dame, ohne sich irgendwelche Extravaganzen zu leisten oder mit irgendwelchen Leuten zusammenzukommen. Er hat bereits die erste halbe Million als Anzahlung genommen.

Und was soll er dafür tun? wollen die Herren wissen. Und nun enthüllt Reilly seinen vollständigen Plan, dessen Verwirklichung der Sowjetmacht das Lebenslicht ausblasen muß: Am 28. August findet im Bolschoi-Theater eine außerordentliche Tagung des Zentralkomitees der Bolschewiki statt. Bersin wird auf ein verabredetes Zeichen hin sämtliche Türen des Theaters durch ausgesuchte, d. h. jeden Befehl ausführende und ihm persönlich bedingungslos ergebene Leute absperren lassen. Reilly will dann mit einem aus engstem Geheimdienstkreis zusammengestellten Sonderdetachment die Bühne des Theaters betreten und das gesamte Zentralkomitee einschließlich Lenin für verhaftet erklären. Den Einwand Schuberskis, daß dies doch schon einmal schief gegangen sei, entkräftet Reilly mit dem Hinweis, die Tscheka würde nie vermuten, daß man ein solches Unternehmen noch einmal zu wiederholen wagt. Die letzten Verhaftungen haben nur einen Teil des konterrevolutionären Apparates getroffen. Der andere größere Teil muß sich für den 28. August bereithalten. Dieser Schlag von innen und die Intervention von außen! Ohne ihre Führer ist die Sowjetmacht erledigt. Sie hat keine Aussichten mehr.

Und die Tscheka? Wer garantiert, daß Bersin nicht schon längst die halbe Million der Tscheka übergeben hat, im Kreml, wo ihn niemand beobachten kann? Aber nichts kann schiefgehen! Oberst Bersin hat schon einen Passierschein, um die englische Frontlinie bei Archangelsk überschreiten zu können.

Er ist absolut sicher. Eine halbe Million hat er. Anderthalb bekommt er in Dollarwährung ausgezahlt, wenn er ins Ausland will. Er kann sich dafür ein Häuschen in Italien kaufen und seinen Lebensabend als wohlhabender Emigrant beschließen, der nicht mehr zu arbeiten braucht. „An die Arbeit, meine Herren.“ Als letzter verläßt Reilly das Haus. Er weiß nicht, daß er längst beschattet wird. Daß die außerordentliche Tagung des Zentralkomitees im Bolschoi-



Illustrationen: Karl Fischer

Theater auf den 6. September verschoben wird, hat natürlich nichts mit der von Reilly geplanten Aktion zu tun. Warum soll so eine Tagung nicht verschoben werden? Reilly erhält die Nachricht von Oberst Bersin persönlich.

Das von den Juli-Verhaftungen löcherig gewordene Netz der Terroristen und V-Leute wird schnell geflickt. In allen großen Städten wird der 6. September von der Konterrevolution fieberhaft vorbereitet. Reilly fährt zurück nach Petrograd.

Ende August, zu früh, lösen sich die Spannungen des Dunkelkrieges mit tödlichen Schüssen auf den Leiter der Petrograder Tscheka, Uritzki. Am 30. August schießt die hysterische Sozialrevolutionärin und Morphinistin Fanja Kaplan mit vergifteten Projektilen aus einer Pistole auf Lenin, der sich bis zu seinem Tod im Jahre 1924 nie wieder von diesen Schüssen ganz erholte. Die Attentäter werden gefaßt. Die Tscheka schlägt zu und besetzt die britische Botschaft in Petrograd, und zwar so überraschend, daß es dem Militärattaché, Hauptmann Cromey, unmöglich ist, das kompromittierende Material über die englische Agententätigkeit zu vernichten. Lockhart und andere Agenten werden in Moskau verhaftet. Oberst Bersin hat in der Tat, wie Grammatikow annahm, die halbe Million Rubel sofort nach Empfang der Tscheka übergeben. In ihrem Auftrag führte er die Begegnungen mit Mister Reilly bei der alten Dame weiter fort, um Einblick in

die Pläne des englischen Geheimdienstes zu gewinnen. Leider gelingt es nicht, Reilly zu verhaften. Er hat Wind bekommen und begibt sich sofort zurück nach Moskau, wo er sich bei einer bis jetzt unentdeckt gebliebenen Mittelperson mit 2 Millionen Rubel Bargeld versorgt und dann wieder untertaucht. Sein Steckbrief hängt in den Straßen Petrograds und Moskaus. Die gesamte sowjetische Presse bringt ein Faksimile des von Lockhart unterzeichneten und auf den Namen Bersins ausgestellten Passierscheines, der es Bersin ermöglichen sollte, die englische Frontlinie zu überschreiten und sich in englischen Schutz zu begeben.

Reilly ist gescheitert. Sowohl der V. Gesamtrussische Sowjetkongreß wie die außerordentliche ZK-Tagung im September finden statt. Verhaftet wird kein Regierungs- und ZK-Mitglied, verhaftet werden die Putschisten. Auch die Interventen scheitern, ihre Heere werden nach anfänglichen Erfolgen zurückgeworfen. Nicht besser ergeht es den weißgardistischen Truppen der Kerenski, Denikin und Koltschak, deren großartig und prahlerisch begonnener Aufmarsch nach einiger Zeit jämmerlich zusammenbricht, weil auf der Seite der Roten Armee und der Bolschewiki das Volk kämpft. Noch einmal gelingt es Reilly, sich seiner verdienten Bestrafung zu entziehen und aus Rußland zu flüchten. Aber er will nicht aufgeben. Winston Churchill, englischer Kriegsminister und Haupt der internationalen Verschwörung

gegen die russische Revolution, schickt den Liebling des Intelligence-Service Reilly zu den Truppen Denikins, wo er eine Spionageabteilung aufbaut. Danach verlegt Reilly seine Tätigkeit nach Warschau, Prag und Paris und gründet dort antisowjetische Spionage- und Sabotageorganisationen, denen reichlich Geld zufließt und die die Kommunistenangst des Westens für ihre lukrativen Geschäfte ausnützen. Reilly wird zum Kommunistenhasser von Format, er gilt auf diesem Gebiet als Spitzenfachmann, seine Verbindungen reichen bis zu dem Ölmagnaten Deterding, bis zu Mussolini, dem er seinen alten Freund Sawinkow als antikommunistischen Spezialisten zuführt. Der Autokönig Ford ruft Reilly nach Amerika und nimmt ihn in seine Dienste, damit er antikommunistische Organisationen zur Bespitzelung der amerikanischen Arbeiter aufbaut, die später zum Vorbild für die Mac-Carthy-Ausschüsse werden. Reillys Netz, das sich über die ganze westliche Welt legt, macht vor den Toren der Sowjetmacht nicht Halt: Bis zum August 1924 hat er die Verbindung zu seinen alten V-Leuten so weit wieder hergestellt, daß er Sawinkows Rückkehr nach Sowjet-Rußland organisieren kann, wie es Mussolini* wünscht. Das Freundespaar Reilly-Sawinkow hilft Pilsudski** beim Aufbau seiner Verbände und stellt zusammen mit dem tschechischen Faschisten Gajda eine „Grüne Garde“ auf, die in den sowjetischen Grenzgebieten mordend und plündernd umherzieht. Mit italienischen Pässen ausgerüstet, betreten Sawinkow und einige zuverlässige Agenten der „Grünen Garde“ am 24. August 1924 russischen Boden. Sie glauben immer noch an die Möglichkeit, die Sowjetmacht zu stürzen und die 1918 geplante Provisorische Regierung einzusetzen, mit Sawinkow an der Spitze, wie Mussolini verlangt. Nach einem bis ins Einzelne ausgetüftelten Plan nehmen Reillys V-Leute Sawinkow und seine Gruppen in Empfang und bringen sie auf sicheren Wegen nach Minsk.

Reilly erhält das verabedete Zeichen, daß Sawinkow „gelandet“ ist. Es scheint also alles geklappt zu haben.

Erst viel später erfährt er, daß die „V-Leute“, die die Gruppe Sawinkow in Empfang nahmen, Angehörige der Tscheka waren.

In der Haft, um seinen Kopf zu retten, packt Sawinkow aus. Er deckt sämtliche Fäden zwischen sich und den verschiedenen Spionageorganisationen auf, nennt Gönner und Geldleute beim Namen, berichtet von Intrigen und Umsturzplänen der Churchill, Pilsudski, Mussolini und Mannerheim*** und beschreibt die Rolle, die Industrielle wie Deterding, Ford, Borsig, Thyssen und Reichberg bei der Vorbereitung neuer gegen die Sowjetmacht gerichteter Interventionen spielen.

Reilly ist zum dritten Mal gescheitert. Er hat sich ja für Sawinkow, der zu 10 Jahren Gefängnis begnadigt wird, eingesetzt und ihn unbeabsichtigt in die Hände der Tscheka geliefert.

Aber schon nach einem halben Jahr holt der Intelligence Service, in der Beurteilung der Sowjetmacht so unbelehrbar wie Reilly selbst,

den berühmten Kommunistenhasser aus der Umgebung Fords nach Europa zurück und schmiedet mit ihm neue Pläne. Es ist die Zeit der trotzkistischen Opposition. Im Ausland, nach dem Schema „der Wunsch ist der Vater des Gedankens“, glaubt man wieder mal, die Sowjetmacht stehe kurz vor dem Zusammenbruch, zumal solche „Spezialisten“ wie Reilly das bestätigen.

Anfang 1925 gehen die ersten Kuriere Reillys nach Moskau und Leningrad, um die alten V-Leute aufzusuchen und sie auf kommende Ereignisse vorzubereiten. Daß es für die Konterrevolution keine Sicherheit mehr in Rußland gibt, das weiß Reilly nicht, der noch in den Vorstellungen des Jahres 1918 lebt. Er verwechselt immer noch das Gezeter der Emigranten mit der Stimme des Volkes. Obwohl er bereits weiß, wie es Sawinkow ergangen ist, glaubt er, diesmal mit Hilfe Trotzki und des internationalen Kapitals zum entscheidenden Schlag ausholen zu können. Schon sieht er sich als Diktator Rußlands, der die Ölfelder von Baku, die Erze des Urals und Sibiriens großmütig Deterding und Ford zur Verfügung stellt. Die Nachrichten, die er bekommt, sind einladend. Die Sowjetmacht ist wirtschaftlich am Ende. Es fehlt nur der Mann, der ihr Ende besiegelt. So beschließt er im September, selbst die russische Grenze zu überschreiten und die weitere Entwicklung von innen aus in die Hand zu nehmen.

In Begleitung einiger Freunde schleicht er in der Nacht vom 28. zum 29. September 1925 von dem finnischen Dorf Allekul aus über die sowjetische Grenze. Seit acht Jahren haßt er die Sowjetmacht, er ist gekommen, um sie auszulöschen. Er hat große Fähigkeiten, spricht perfekt viele Sprachen, ist überall in der Welt zu Hause. Er steht in freundschaftlichen Beziehungen zu den Großen der kapitalistischen Welt, die ihn als ihren Vertrauten behandeln. Große Geldsummen sind in diesen acht Jahren durch seine Hände gegangen, er hätte sich längst zur Ruhe setzen können. Aber der Haß treibt ihn immer wieder in die Sowjetunion, deren Gesellschaftsform er nicht begreift und beseitigen zu können glaubt.

Eine mondlose Nacht. Sie schwärmen in breiter Linie aus. Sie hoffen, nicht bemerkt zu werden. Aber gerade der „Genius der Konterrevolution“ wird von einem einfachen sowjetischen Grenzposten angerufen. Reilly wirft sich auf den Boden. Eine Leuchtrakete steigt auf. Er will zu dem finnischen Dorf zurücklaufen. Plötzlich sieht er einen Blitz und fühlt einen Schlag im Rücken, der ihn zu Boden wirft und nicht wieder aufstehen läßt.

* Mussolini (1883–1945); Begründer des italienischen Faschismus. Diktator Italiens von 1922, bis 1943.

** Pilsudski (1867–1935); Staatschef Polens und Oberbefehlshaber der Armee von 1918–1922, verantwortlich für Überfall auf Sowjetrußland (1920)

*** Mannerheim (1867–1951). Finnischer Militär und reaktionärer Politiker. 1918 unterdrückte er die revolutionäre Bewegung in Finnland. Dezember 1918 bis Juli 1919 Reichsverweser. Oberbefehlshaber der Armee von 1933–1944.



Überall kann man Fidel Castro plötzlich begegnen – unter Bauern im Zuckerrohr, bei Arbeitern einer Baustelle, in einem Ausbildungslager der Armee – nur zu Hause findet man ihn selten.

Rolf Walther

AUF FIDELS SPUREN

Seit Tagen jage ich diesem Manne nach! Ich möchte ihn sprechen oder wenigstens einmal gesehen haben. Gestern glaubte ich am Ziel zu sein, als ich Fidels Privatsitz in der Nähe von Habana del Este einen Besuch abstattete. Statt seiner lernte ich Fidels Frau, Dr. Dr. Violetta Castro, kennen:

„Bedaure, Señor, Fidel ist nicht zu Hause. Er hilft mit seinen Soldaten beim Bau der neuen Ernst-Thälmann-Schule in Matanzas!“

Das waren Worte, die bei aller Enttäuschung wie Musik in meinen Ohren klangen. Ein sehr angenehmes Gefühl, den Namen Ernst Thälmann, 10 000 Kilometer von der Heimat entfernt, zu hören! Außerdem hat man auch nicht alle Tage Gelegenheit, mit der Frau des kubanischen Ministerpräsidenten und ihren 18 Kindern (16 davon sind Adoptivkinder) an einem Tisch zu sitzen.

Etwa 24 Stunden später jage ich in einem schnittigen „Cadillac“ auf der Via blanca in Richtung Matanzas. Alles was recht ist, der Schlitten ist verteuftelt schnell! Ein komisches Gefühl macht sich in der Magengegend breit. So war mir schon einmal zumute, als ich während der Deutschen Meisterschaften im Kunstflug in Erfurt den zweiten Sitz eines Schulflugzeuges besteigen durfte. Die Maschine hob bei etwa

150 Stundenkilometer von der Rollbahn ab. Wir fahren 180 und bleiben auf dem Boden!

Neben mir sitzt Isabel. Wir haben uns vorgestern in einer Bar im größten Hotel der Hauptstadt, im „Habana Libre“, kennengelernt. Diese Señorita sieht nicht nur gut aus – sie hat es auch „in sich“! Mit einfachen Worten gesagt: Sie trägt unter ihrer saloppen Bluse neben einem Gurt mit Pistolenpatronen auch noch einen Revolver als unentbehrliche Souvenirs mit sich herum. Isabel ist eine *Compagnera de la revolucion* – eine Angehörige der Armee. Da Isabel mit der deutschen Sprache besser zurechtkommt als ich mit dem Spanischen, erfahre ich während der Jagd über die *Via blanca* mehr aus ihrem Leben:

Mit 14 Jahren wird Isabel Andenkenverkäuferin in einem Souvenir-Laden. Ihr Vater ist zu dieser Zeit Soldat in der Armee Batistas. Die 30 Pesos Verdienst, die sie monatlich neben seinen kärglichen Sold legen kann, reichen gerade dazu, den Lebensunterhalt der Familie zu bestreiten. Die Hände ihrer Mutter sind durch die Arbeit in einer Färberei unbrauchbar geworden. Rente oder andere soziale Aufwendungen gibt es dafür nicht. Allabendlich sitzen Isabel und ihre Mutter in ihrer bescheidenen Wohnung und lauschen an einem antiken Rundfunkgerät der

Stimme von „Radio Rebelde“. Über diesen Sender in der Sierra Maestra erfahren die Kubaner etwas vom Programm der Bewegung Fidel Castros.

Im Mai 1958, als Isabels Vater während einer blutigen Razzia in einem Dorf am Fuße der Sierra Maestra gemeinsam mit anderen Batista-Soldaten zu den Rebellen überläuft, findet auch sie den Weg zu Fidels Leuten. Wenige Tage danach wird Isabels Mutter, der Geheimbündelei mit den „Fidelistas“ bezichtigt, in der habanaischen Festung „El Morro“ den Henkern ausgeliefert. Isabel weiß nicht einmal den genauen Todestag ihrer Mutter; aber sie weiß, daß in dem Castel el Morro noch keiner eines natürlichen Todes gestorben ist ...

In der Sierra Maestra lernt Isabel die Waffen der Rebellen mit tödlicher Sicherheit zu gebrauchen. Die amerikanischen MPis und Schnellfeuergewehre, in zahlreichen Gefechten und Schlachten mit Batista-Truppen erbeutet, schießen nun zurück! Jahrhundertlang ist die Sehnsucht der Kubaner nach Freiheit und Unabhängigkeit. Was die Nationalhelden Maceo, Martí und Gomez nicht vermochten – die Rebellen in der Sierra Maestra setzen ihr Vermächtnis in die Tat um. Unter dem Kommando des Commandante Juan Almeida zieht Isabel als Angehörige einer Frauenbrigade der siegreichen revolutionären Truppen am 2. Januar 1959 in Havanna ein.

Wir sind mit heiler Haut in Matanzas angekommen. Und noch während der Motor unseres Wagens abkühlt, machen wir uns auf den Weg zum Baugelände der Ernst-Thälmann-Schule. Das erste, was uns hier ins Auge fällt – Gewehrpyramiden. Daneben ein ganzes Arsenal von Handfeuerwaffen aller Gattungen. Neben hochmodernen leichten Maschinengewehren solche, an denen der Zahn der Zeit bereits stark genagt hat. Dazwischen Patronengurte, MPis und Schnellfeuergewehre, die sich hier, bewacht von einem Soldaten, ein friedliches Stelldichein geben. Zwischen dieser „Waffensammlung“ und dem halbfertigen Schulgebäude bereichern einige Jeeps und LKWs das Panorama.

„Wohin des Wegs, Compagneros?“ In gebührendem Abstand von den Waffen werden wir von dem Posten angesprochen. Sein soldatisch streng dreinschauendes Gesicht wird um einige Nuancen freundlicher, als er durch Isabel den Grund unseres Hierseins erfährt.

„Tut mir leid, Señor, Fidel ist vor wenigen Stunden mit seinem Hubschrauber weggefliegen. Und heute abend wird er wieder in Habana sein. Er spricht im Fernsehen zu den Kubanern.“

Schade! Doch da wir nun schon einmal hier sind, machen wir uns mit den Soldaten bekannt.

Bald sind wir von Männern aller Hautschattierungen umringt. Einige konnten sich beim besten Willen nicht von ihren überschweren Colts trennen. Da die Waffen jedoch beim Bau der Schule nicht hinderlich sind, hat der Offizier, der diese Truppe befehligt, ein Auge zugeedrückt. Außerdem geben konterrevolutionäre Banden noch immer keine Ruhe – und da heißt es wachsam sein!

Über das Leben Ernst Thälmanns, Karl Marx' und Lenins wissen die Soldaten erstaulich gut Bescheid. Sie fragen mir die Seele aus dem Leib und wollen vor allem etwas darüber wissen, wie man bei uns lebt, was für eine Armee wir haben, wie unsere Republik in der letzten Zeit auf dem Wege zum Sozialismus vorangekommen ist. So ganz nebenbei muß ich mich noch als „Briefträger“ zwischen zwei Kontinenten bewähren. Adressen von Bekannten aus der DDR werden aufgeschrieben, Glückwünsche übermittelt, Andenken entgegengenommen.

Eine Stunde später jagt unser Straßenkreuzer bereits wieder mit beachtlichem Tempo über die Betonpiste. Kurs Havanna. Ich möchte Fidel sprechen – oder wenigstens sehen. Das wäre ja gelacht!!

Während der Fahrt zur Hauptstadt weilen meine Gedanken noch immer bei den schulebauenden Rebellen, die neben ihrem Militärdienst für einige Tage die Gewehre mit der Kelle vertauscht haben. Die Gewehre: Sie kamen mir zum Teil reichlich bekannt vor. Typ: meist Gewehr 98 K. Standardmodell für die deutschen Soldaten während des zweiten Weltkrieges. Wie kamen diese Waffen hierher nach Kuba? Isabel klärt mich auf:

„Diese Gewehre stammen aus den Waffenarsenalen der Amerikaner. Als der zweite Weltkrieg seinem Ende zuging, wurden die Waffen den geschlagenen faschistischen Truppen abgenommen. Geschäftstüchtige Rüstungsbosse verkauften die Gewehre an Batista weiter, der damit die rebellierenden Kubaner in Schach zu halten hoffte. Fidels Rebellen wiederum hielten wenig von solchen Geschäften und nahmen den Batista-Soldaten diese Waffen weg. Entschädigungslos – versteht sich!“

Staubüberzogen kommen wir und der Wagen in Havanna an. Vor dem Gebäude des habanaischen Televisions-Studios haben sich bereits Tausende von Kubanern eingefunden, die beharrlich zum Himmel emporschauen.

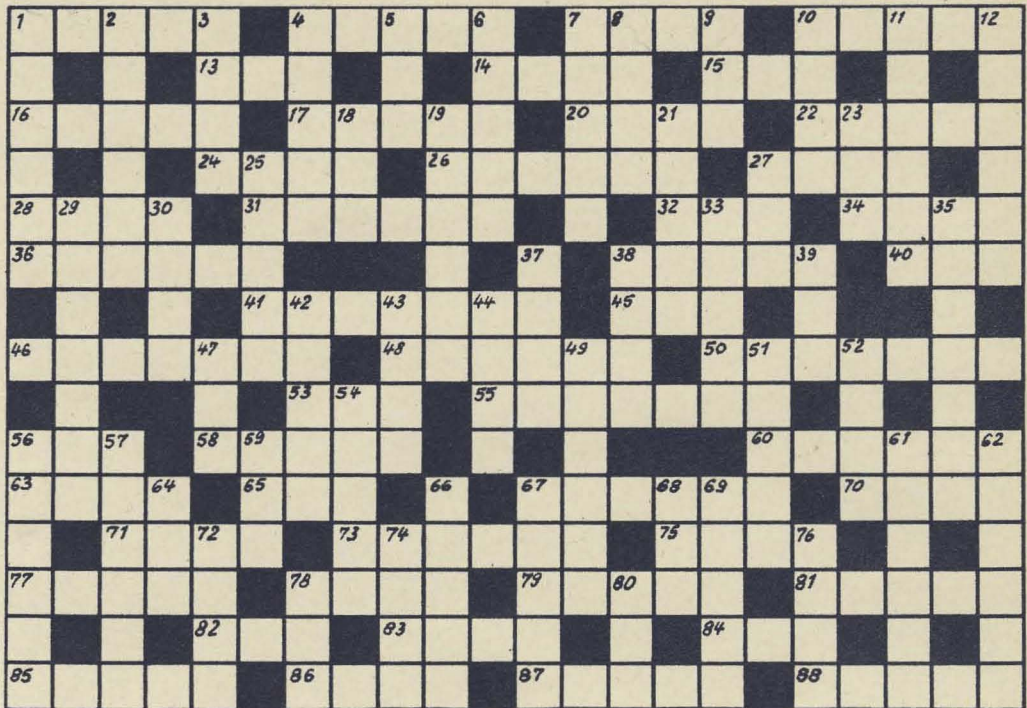
Als kurz vor Beginn der Fernsehsendung der Coleopter auf einem kleinen Platz in der Nähe des Studios landet, ist die Menge nicht mehr zu halten. Wir werden mit in den Menschenstrudel gerissen. Ich halte mich an Isabel fest. Sie darf mir jetzt nicht verlorengehen. Ich brauche sie ja eventuell zum Dolmetschen. Der Hubschrauber taucht endlich im Gewühl vor mir auf. Und dann – es geschehen doch noch Wunder – stehe ich plötzlich vor Fidel. Während er ungezählte Hände schüttelt, baut Isabel die zur Verständigung notwendige Brücke.

Der Ministerpräsident schaut abwechselnd zu mir und zu Isabel, sagt etwas zu mir, zu uns beiden und drückt mir die Hand. Meine „Dolmetscherin“ übersetzt:

„Grüßen Sie Ihr fleißiges Volk, grüßen Sie die Offiziere und Soldaten der Armee Ihres Landes, die gemeinsam mit unseren Rebellen gegen die Imperialisten auf Friedenswacht steht. Patria o Muerte – Vaterland oder Tod –, venceremos – wir werden siegen!“

Einrichten des Grundgeschützes ►





KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. tschech. Widerstandskämpfer (1902–1943), 4. Küchenwürze, 7. Dienstgrad, 10. Organ der KP Italiens, 13. Maßeinheit des elektr. Widerstandes, 14. Schilfgras, 15. Chef der Volksmarine, 16. Wesensart, Charakter, 17. Hauptschlagader, 20. Einfall, Gedanke, 22. Grenzfluß zw. Schleswig und Holstein, 24. Mißgunst, 26. Titelgestalt einer Oper von Glinka, 27. Düngesalz, 28. engl. Schulstadt, 31. griech. Volksheld, 32. Gebietsteil der Indischen Union, 34. Titelgestalt einer Oper von Borodin, 36. weibl. Vorname, 38. mohammedan. Titel, 40. Nebenfluß der Wolga, 41. griech. Bezirksstadt, 45. Stadt in Norditalien, 46. Leuchte, 48. plattdeutscher Dichter, 50. Warenverzeichnis, 53. Raubfisch, 55. Strom in Westafrika, 56. tschech. Reformator, 58. Stadt in Nordfrankreich, 60. Rennpferd, 63. Berg bei Innsbruck, 65. poln. Halbinsel, 67. chilen. kommunist. Lyriker, 70. Schienenfahrzeug, 71. Einzelvortrag, 73. Baumfrucht, 75. russ. Mädchenname, 77. Großmarkt, 78. Ureinwohner Südamerikas, 79. Stadt in der RSFSR, 81. Arzneimittel, 82. Vorfahr, 83. Kreisstadt in Nordrhein-Westfalen, 84. Stadt im Erzgebirge, 85. alte

Münze, 86. Roman von Zola, 87. Führer eines Kosaken- u. Bauernaufstandes 1666/71, 88. Stadt in Tibet.
Senkrecht: 1. Schutzkissen an Schiffen, 2. frz. Friedenskämpferin, Vizepräsidentin des Weltfriedensrates, 3. Teil des Visiers, 4. Schmelzübergang, 5. engl. Anrede, 6. Schrecken, 7. Längsmaß, 8. Nebenfluß des Po, 9. Getränk, 10. Stadt in Schweden, 11. blauer Farbstoff, 12. berühmter Kreuzer der russ. balt. Flotte, 18. Gedicht, 19. Schiffstau, 21. deutscher Film- und Theaterregisseur, 23. Strom in Sibirien, 25. Stadt im Bez. Magdeburg, 27. Hafenmauer, 29. Wundstarrkrampf, 30. Teil des Rades, 33. Stadt in Japan, 35. Monat, 37. südamerik. Tee, 38. Verkaufsprodukt, 39. Hinweis, 42. Blütenstand, 43. Teil des Auges, 44. Rulnenstätte am unteren Tigris, Hptst. des alten Elam, 47. Außenminister Cubas, 49. Stadt an der Wolga, 51. Etagenvorbau, 52. See in der Sowjetunion, 54. Stadt in Baden-Württemberg, 56. fortschrittlt. türk. Dichter, 57. Polstermöbel, 59. griech. Buchstabe, 61. Hauptstadt von Kolumbien, 62. asiat.-südeurop. Pflanze, 64. Lotterieanteil, 66. Mailänder Operntheater, 67. Dämpfungsmaß in der Elektrotechnik, 68. Weltorganisation, 69. Ruhebett, 72.

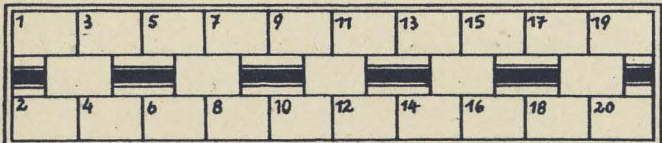
Titelgestalt einer Tragödie von Shakespeare, 74. Tafelgemälde, 76. Stand in der Feudalordnung, 78. Nebenfluß der Donau, 80. griech. Insel.

MAGISCHES QUADRAT

Die zu suchenden Wörter haben waagerecht und senkrecht die gleiche Bedeutung.

1. tschech. Volksschriftsteller, 2. süd- und mittelamerikan. Sittichart, 3. glänzendes Textilgewebe, 4. Heidekrautgewächs, 5. Teil eines Frequenzbandes bestimmter Breite.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				



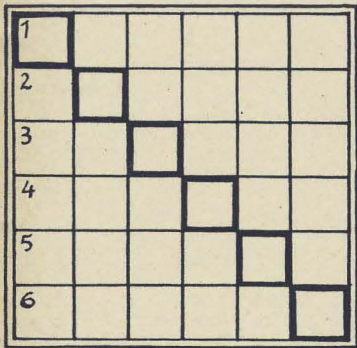
RÄTSELLEISTE

Die Buchstabenpaare AB AL ARAUBA BECH ER ER ES IK KE KO KO KO MA NA PE RN SP TA TE US VE sind so in die Figur einzutragen, daß Wörter folgender Bedeutung entstehen:

1-2 Nordkap der Insel Rügen, 3-4 Kunststil des 18. Jh., 5-6 Währungseinheit der UdSSR, 7-8 Wandverkleidung, 9-10 Stadt im Bezirk Frankfurt, 11-12 Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung der DDR, 13-14 See in Mittelsibirien, 15-16 Laufschuhe, 17-18 Kulturpolitiker der DDR, 19-20 Selbstladepistole. Die Buchstaben der Mittelleiste ergeben den Namen eines polnischen Astronomen (1473-1543).

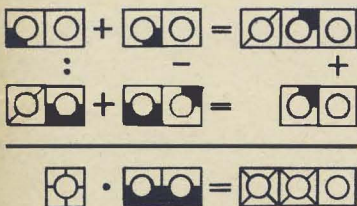
FULLRÄTSEL

1. Zustand, Bestand, 2. Gestell, Ständer, 3. Teilgebiet der Mechanik, 4. plast. Standbild, 5. Satzung, 6. feststehender Teil einer Maschine. Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale ein Synonym für Gestalt.



RECHNEN UND RATEN

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten gleiche Ziffern. Es sind dieser Aufgabe entsprechend die Ziffern zu finden, die - in die Mittelfelder der Karos



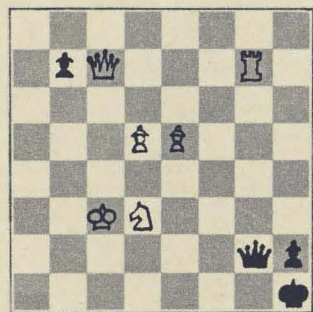
eingesetzt - die waagerechten und senkrechten Rechenaufgaben richtig lösen.

BUCHSTABENTAUSSCH

Stiel - Lear - Mord - Hebel - Leon - Rose - Falbe - Mast - Elke - Korn.

Bei jedem der vorstehenden Wörter ist ein Buchstabe durch einen neuen Buchstaben auszutauschen, so daß neue Begriffe entstehen. Die eingesetzten Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, den Namen der ersten aufklebbaren Briefmarke, die vor 125 Jahren erschien.

SCHACHAUFGABE



Matt in vier Zügen (br. H. Lepuschütz).

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 61/1965

RÄTSELKAMM: 1. Kuban, 2. Rowna, 3. Gorki, 4. Neman, 5. Artek. - Karaganda.

NEUER ANFANG: Plasmafelneinstrahlbrenner.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Mach, 5. Neutron, 11. List, 14. Ruder, 15. Halle, 16. Kala, 18. Nkrumah, 20. Baku, 22. Ost, 23. Materie, 24. Lametta, 25. Rad, 27. Bek, 30. Salamis, 35. Paris, 37. Keramik, 41. Alu, 42. Este, 43. Para, 44. Ana, 45. Sog, 46. Mensa, 49. Pud, 50. Treck, 51. Mierte, 52. Sulky, 53. Blase, 54. Ehe, 55. Trent, 58. Oka, 59. Tat, 61. Noll, 62. Oder, 63. Lei, 65. Element, 68. Demos, 70. Kallnin, 75. Pas, 78. Pol, 80. Balaton, 82. Attacke, 83. Bem, 85. Esel, 86. Mazurka, 87. Bola, 88. Pedal, 89. Wiens, 90. Uran, 91. KeBier, 92. Ozon.

Senkrecht: 1. Mako, 2. Colt, 3. Kulani, 4. Neper, 6. Eke, 7. Tauber, 8. Opal, 9. Mader, 10. Flotte, 12. Isar, 13. Trud, 17. Ossa, 18. Nil, 19. Hai, 21. Kali, 26. Tal, 27. Bake, 28. Kies, 29. San, 30. Septime, 31. Lafette, 32. Muskete, 33. Segment, 34. Othello, 36. Fallada, 37. Kap Yark, 38. Radball, 39. Magazin, 40.

Kamerun, 46. Met, 47. nie, 48. Ast, 56. Reep, 57. Nios, 60. Amt, 64. Eld, 66. Laos, 67. Neapel, 69. Maquis, 71. Arkona, 72. Igel, 73. Kadar, 74. Rom, 76. Ata, 77. Sarin, 78. Peru, 79. Lena, 81. Nabe, 82. Akte, 83. Bolz, 84. Mann.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Magma, 3. Barkasse, 5. Kappa, 7. Tropika, 8. Dante, 10. Hausen, 11. Rostock, 12. Hebriden, 13. Pele, 14. Iran, 15. Karosse, 16. Talmi, 17. Ase, 18. Tara, 20. Tagore, 21. Ngal, 22. Detektor, 23. Alpen. Senkrecht: 2. Matrosen, 3. Barkarole, 4. Sedan, 6. Parodontose, 9. Teheran, 10. Haubitzkano, 13. Peseta, 14. Imitator, 17. Areal, 19. Rade.

BAUSTEINCHEN: Alles Bessere verdanke ich den Büchern.

SCHACH: Der feine Schlüssel. 1. Lc4! mit der Drohung 2. Dg4 matt ergibt die Ausschaltung der entsetzten schwarzen Königin in den Spielen 1. ... Db7 2. Lb5 matt, 1. ... Db1 2. Lb3 matt. Auf 1. ... Dd6+ aber kehrt der wL schadensfroh auf sein Ausgangsfeld zurück: 2. Le6 matt.



*Nicht nur die,
die Hosen tragen,
sieht man mit
Matrosenkragen,*



gern schmückt sich
auch manche Biene
modisch à la
Volksmarine. Stöhr

- 2 Zwischen Wecken und Zapfenstreich
- 4 Postsack
- 7 Oberst Richter antwortet
- 9 Die grüne Leuchtkugel
- 14 Aktion Napoleonstieg
- 19 Spatz Schlaupfopf
- 23 DDR – unser Vaterland
- 24 Militärtechnische Umschau
- 26 Tankisten auf Tauchstation
- 30 Masken, Taten, Ultimativen
- 34 Soldaten schreiben für Soldaten
- 38 Vom „Elektronen-Weltraumschiff“ zum Plasmatriebwerk
- 40 Port Said war ihre Feuerprobe
- 43 Raubritter oder nahe Verwandte?
- 47 Liebe, liebe Sonne
- 50 AR-Cocktail
- 54 Auf der Feste Kunigstajn
- 58 Sondermischung
- 60 In der Backstube der Armee
- 63 EWE-Geburtstagsstournee
- 68 1000,- MDN-Preisaußschreiben
- 70 Auf der Suche nach den Ersten
- 75 Die aktuelle Umfrage
- 82 Acht Jahre Haß
- 87 Auf Fidels Spuren

„Armee-Rundschaü“, Magazin des Soldaten • Chefredakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold • Anschrift der Redaktion: 1018 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 • Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Major László Serfözy, Budapest • Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR • Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1018 Berlin, Postschließfach 6943 • Erscheint monatlich • Bestellungen bei der Deutschen Post • Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion • Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr • Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR • Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 • Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 • Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 18. Mai 1965

Fotos: Gebauer (18), Rücktitel: S. 3, 14, 15, 16, 18, 26, 27, 28, 29, 89., 92; John (2), S. 8, 93; Zentralbild (12) S. 22, 30, 31, 32, 40, 41, 68, 69; Gattschikowa (1) S. 24; Riederer (1) S. 25; Novotný (3) S. 25, 33; Kurzbach (1) S. 37; Pfeiler (7) S. 47, 48, 49; Progress (5) S. 50, 77; Rohrlapper (1) S. 52; Archiv (6) S. 53, 71, 72, 78, 79; Walzel (12) S. 55, 56, 57, 60, 61, 62; Weiß (3) S. 55, 57; Bach (2) S. 70, 73; Dressel (1) S. 74; Militärbilddienst (1) S. 79; Walther (1) S. 87.

TITELBILD: Strahljägerpilot bei der Vorbereitung zum Start

Sozusagen über Nacht ist es Helga Labudda gelungen, durch ihre überzeugende Darstellungskunst für unzählige Theater- und Fernsehfreunde zum Begriff zu werden. Das Schicksal der fünfzehnjährigen Violet aus Hans Falladas „Wolf unter Wölfen“ und ihre meisterhafte Gestaltung hinterließen beim Publikum eine begeisterte Resonanz.

Fast klingt es unglaublich, wenn Helga Labudda erzählt, welche Angst sie in ihrer Schulzeit davor gehabt habe, Gedichte aufsagen zu müssen. Dennoch lockte sie das Theater, und sie beschloß, gerade sechzehn geworden, zur Staatlichen Ballettschule nach Berlin zu gehen, um Tänzerin zu werden. Nach zweijähriger Ausbildung aber lief ihr ein freundlicher Zufall in Gestalt eines jungen Mannes über den



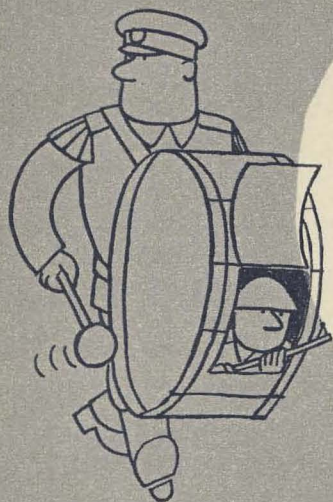
Helga Labudda

STAR-Palette

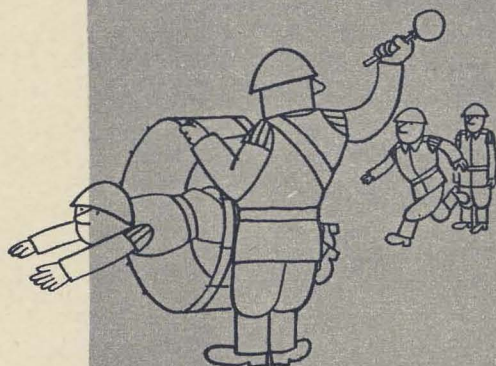
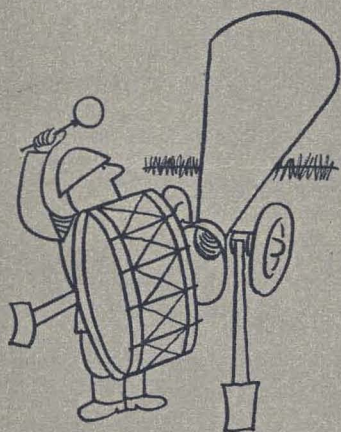
Weg, sprach Helga bei der Demonstration am Tage der Republik bescheiden an – und von dieser Stunde an setzten sie ihren Marsch auf allen Wegen gemeinsam fort. Statt Tänzerin wurde Helga Haus- und Ehefrau eines Kunsthistorikers.

Nun blieb Helga etwas mehr Zeit, sich hin und wieder ihrer Lese-Leidenschaft widmen zu können, und sobald sie allein war, begann sie, beflügelt vom Zauber des Wortes, Verse und Passagen zu sprechen. Ihre Liebe zum Sprechtheater war geboren und mischte sich vollendet mit ihrem starken darstellerischen Talent und der erworbenen tänzerischen Mimik und Bewegung. Helga nahm Schauspielunterricht, absolvierte die Prüfung, debütierte 1960 am Potsdamer Hans-Otto-Theater, und bereits ein Jahr später holte sie Professor Heinz, der Intendant des Deutschen Theaters, nach Berlin. Nach ihren Erfolgen als Natascha in „Krieg und Frieden“ und Ophelia in „Hamlet“ begann sie mit Dreharbeiten beim Deutschen Fernsehfunke. Inzwischen konnten die Freunde Helga Labuddas sie wieder in „Ein Monat auf dem Lande“ begrüßen. Nun hofft sie, uns bald einmal von der heiteren Seite zu kommen!

Helga Heine



PAU



Vorgestellt von Paul Klimpke

KER

